

SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / JUNI 1955

3



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Verlagsort Stuttgart

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1955

6. Jahrgang

Drittes Heft – Mai / Juni

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER

für Kunst und Kunstgeschichte

RUDOLF LEMPP

für Architektur

OTTO HERDING

für Geschichte

ERNST MÜLLER

für Literatur und Philosophie

HANS SCHWENKEL

für Natur, Landschaft, Heimatschutz

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 5.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder Post beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle, Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Urbanstraße 14a; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Titelbild: *Wielands Gartenhaus in Biberach. Aufnahme: Kutter*

INHALT

Das Glück von Biberach <i>Gedicht von Kurt Arnold Findeisen ..</i>	81
Die Landschaft um Biberach <i>Von Franz Wenk</i>	82
Das Biberacher Stadtbild als Kunstwerk <i>Von Hermann Lemperle</i>	87
Oberschwaben – Land des Barock <i>Von Georg Bischof</i>	93
Bürger- und Bauernhäuser als Baudenkmale in ihrer volks- und kulturgeschichtlichen Bedeutung <i>Von Hermann Kolesch</i>	98
An Biberach <i>Von Christoph Martin Wieland</i>	104
Die Reichsstadt Biberach <i>Von Erhard Bruder</i>	105
Biberach – Stadt der schönen Künste <i>Von Erhard Bruder</i>	106
Von der Leistung Biberachs in der mittelalterlichen Wirtschaft <i>Von Hektor Ammann</i>	109
Die wirtschaftliche Bedeutung des Kreises Biberach <i>Von Klaus Holtermann</i>	111
Zur Biberacher Shakespeare-Erstaufführung im Jahre 1761 <i>Von Hansjörg Schelle</i>	113
Das Wielandmuseum in Biberach <i>Von Hansjörg Schelle</i>	115
Neue Forschungsergebnisse von Dr. h. c. Karl Bertsch in Ravensburg <i>Von Hans Schwenkel</i>	117
Reklame an der Autobahn? <i>Von Hans Schwenkel</i>	118
Was wird mit dem Neuen Schloß?	118
Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes	119

Die Schriftleitung dankt dem Kunst- und Altertumsverein Biberach, insbesondere Herrn Erhard Bruder, für wertvolle Mithilfe bei der Gestaltung des vorliegenden Heftes.

Das Glück von Biberach

Es liegt im Schwabenland
ein Städtlein ehrenfest
mit Turm und Mauerkranz,
da hat das Glück sein Nest.
Man kennt es meilenweit
und preist es tausendfach,
man nennt es nah und fern
das Glück von Biberach.

Wo sich die Gasse krümmt
noch wie in alter Zeit
wo sich voll Bürgerstolz
Giebel an Giebel reiht
und wo des Brunnenstrahls
Geplätscher nachts noch wach,
da fühlt sich froh zu Haus
das Glück von Biberach.

Wie hat der Frühling lieb
Mauer und Bank davor!
Wie tritt der Sommer gern
in das gewölbte Tor!
Wie blüht der Herbst so reich
um's rote Kirchendach!
Wie deckt der Winter weich
das Glück von Biberach!

Sehnsüchtig schweift der Blick,
wo fern der Firm sich dehnt.
So hab ich lebenslang
kindlich mich heimgesehnt;
und wird mein Blick einst trüb
und wird mein Schritt einst schwach,
will ich geborgen sein
im Glück von Biberach.

Kurt Arnold Findeisen

Die Landschaft um Biberach

Von Franz Wenk

Wer es nicht bei einer Auto- oder Bahnfahrt durchs Rißtal bewenden läßt, sondern auf eine der umgebenden Höhen steigt, ist überrascht von der großen Mannigfaltigkeit der Landschaftsformen um die Stadt Biberach. Im Tal sind nur die steilen, kahlen oder mit Laubwald bedeckten Nagelfelsenwände zu sehen. Auf den Höhen um Biberach aber muß das Auge sich erst an die Fülle der Landschaftsformen gewöhnen und sich Zeit nehmen, Kleinod um Kleinod herauszupflücken. Und hat der Wanderer erst das Glück, einen Föhntag zu wählen, so nimmt das Staunen kein Ende; denn vom Lindele oder Gigelbergturm aus zeigt sich ihm die Alpenkette in einer Ausdehnung von fast 200 Kilometern von der Zugspitze im Südosten über die Bayerischen und Osterreichischen Alpen im Süden bis zur Säntis- und Glärnischgruppe im Südwesten. An den meisten Tagen des Jahres sind die Alpen jedoch von Nebel und Wolken verhüllt, und das Auge muß sich mit dem Reichtum in der Nähe begnügen. Höhenzüge und Bergkuppen begrenzen dann den Blick. Im Südosten erhebt sich der bewaldete Jordanberg und im Südwesten der Laurenbühl. Dazwischen liegt die leicht gewellte Hochfläche vom Rindenmoos, an die sich eine auffallend ebene Terrasse mit dem Dorf Rißegg anschließt. Ganz unvermittelt bricht die ebene Fläche mit steilem Böschungswinkel ab. Das Rißtal öffnet sich. Der gegenüberliegende Hang zeigt eine Fortsetzung der ebenen Terrasse bei Hagenbuch. Talaufwärts aber ändert sich der Böschungswinkel und mit ihm wechseln Form und Bewachsung wiederholt. Das langgestreckte, enge Tal nimmt unseren Blick gefangen. Schilf und Moor begleiten Eisenbahn und Straße gegen Süden. In einem Seitentalschluß liegen Ummendorf und Fischbach, und dahinter zeigt sich das Schloß Horn hoch über den Wäldern. Das Rißtal selbst tritt aus südwestlicher Richtung in das Bild herein. Bis dahin ist es durch die Hochebene von Rindenmoos verdeckt. Weiter nach Süden begrenzt das „Hochgeländ“ den Horizont, wenn nicht die Alpenkette sichtbar ist. Ganz anders gestaltet sich das Bild im Norden, der Donau zu. Parallele, von Ost nach West verlaufende flache Hügelzüge reihen sich hintereinander. In einer kleinen Senke liegt das Dörfchen Birkenhardt. Auf einer Hügelkette dahinter baut sich eine Waldkulisse auf, durch deren Lücken in blauer Ferne der Jura sichtbar ist. Gleich einer mächtigen Meereswoge neigt

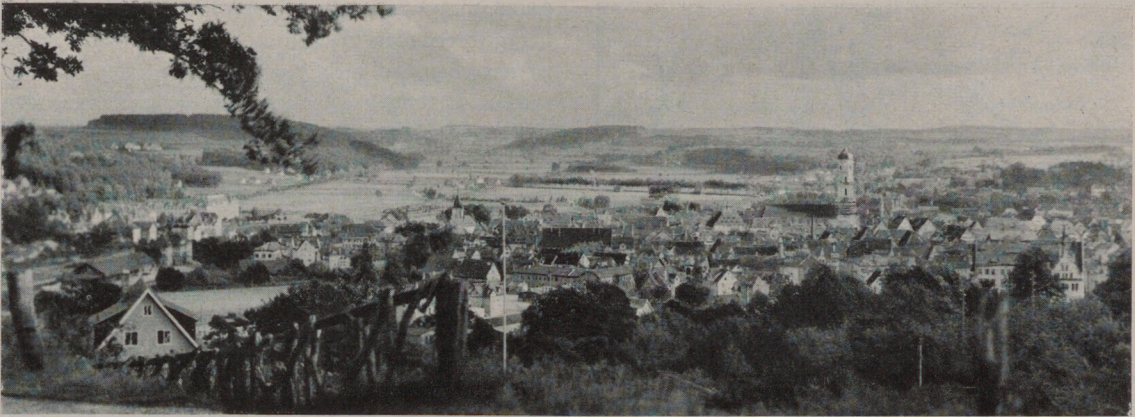
sich die Schwäbische Alb dem Oberlande zu. Nach Nordosten zeigt sich die Fortsetzung des Rißtales. Seine Hänge werden flacher, und wenn das Wetter nicht allzu trübe ist, kann man mit bloßem Auge das Ulmer Münster hinter den weißen Häusern von Laupheim sehen. – So ist in großen Zügen das Landschaftsbild um Biberach von heute. Hügel und Kuppen, wellige Hochflächen und ebene Terrassen, ein tiefeingeschnittenes vermoortes Flußtal mit steilen oder muldenförmigen Seitentälern sind die Hauptelemente unseres Bildes.

Im Kleinen nimmt die Mannigfaltigkeit noch zu. Wenn wir im Tale wandern, begrenzen harte Nagelfelsen * unseren Weg. Die Hänge sind deshalb steil und schroff. Bei Hagenbuch und beim Jordanbad blicken wir in muldenförmige, breite Seitentäler. Hier zeigt der Untergrund auch keine Nagelfluh, sondern weiche Tonmergel und Pfohsande. Das Gaisental in Biberach ist reich an großen, fremden Blöcken. Im Wolfental brechen starke Quellen aus dem Hang. Das Rißtal trägt Weizen und Weiden; andere Teile sind versumpft, und bei Ummendorf hat sich sogar ein Hochmoor ausgebildet. Es sind der Rätsel viele, die eine Deutung fordern. – Alles was heute besteht, ist einmal *geworden*, und darin werden wir der Rätsel Lösung finden.

Entstehung der Landschaft

Als der Hofapotheker Ducke von Wolfegg, nicht ein zünftiger Geologe, schon vor mehr als 100 Jahren (1839) zum ersten Male für unser Oberland die Vermutung aussprach, seine Entstehung sei eiszeitlich bedingt gewesen, hat er das Tor geöffnet und ungeahnte Perspektiven aufgezeigt. Inzwischen haben sich viele, vor allem auch der Biberacher Pfarrer und Geologe Probst, dann Penck und Brückner, Bräuhäuser, Müntz, M. Schmidt und A. Schmidt, Weidenbach, G. Wagner und E. Wagner, Graul, Schädel und eine große Anzahl anderer Geologen mit dem Problem beschäftigt und Klarheit in den Fragenkomplex gebracht, so daß wir heute das Werden unserer Landschaft in großen Zügen rekonstruieren können. In der Tertiärzeit vor vielen Millionen Jahren war unser schwäbisches Oberland abwechslungsweise von

* Die abgerundeten Gerölle schauen wie Nagelköpfe aus der Wand. In der Schweiz bilden solche Gesteine oft eine Flucht – daher Nagelfluh.



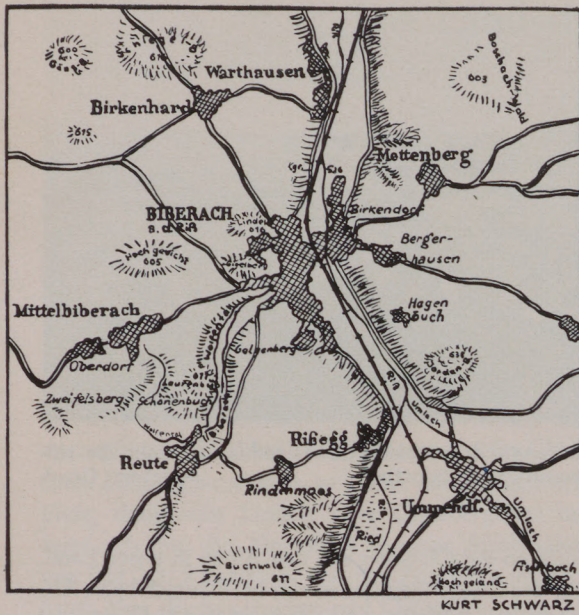
Biberach mit dem Rißtal von Norden (Probstdenkmal). Im Hintergrund das Hochgeländ; rechts und links die rißzeitliche Hochterrasse mit dem Jordansberg (links) als rißzeitliche Endmoräne. Aufnahme: Fleisch

einem Meeresarm, mit dem das Mittelmeer über das Rhonetal und die Burgundische Pforte in unser Land hereingriff, oder von großen Süßwasserseen bedeckt. Ein breiter Trog erstreckte sich zwischen dem jungen Hochgebirge der Alpen und dem gehobenen Stufenland der Alb von Westen nach Osten. In diesen Trog wurden die tertiären Pfohsande, Tonmergel und Sandsteine abgelagert, welche den tieferen, mehr als tausend Meter mächtigen Untergrund unseres Landes bilden. Das zugeführte Gesteinsmaterial, zu Sand und Mergel zermahlen, kam vorwiegend aus den Alpen. Es hat den Namen Molasse bekommen (von *molere* = zermahlen). Unser Gebiet zeigt bei Warthausen noch Obere Meeresmolasse als mächtige Sandsteinbänke mit Haifischzähnen, Muscheln, Bryozoen (Moostierchen) und dunkelgrünem Glaukonit, ein Mineral, das nur in Meeresablagerungen vorkommt. Am Vorhädle und beim Mohrenkeller an der Straße nach Hagenbuch sind Pfohsande und Tonmergel der Oberen Süßwassermolasse aufgeschlossen. Sie waren die Ursache des Rutschens beim Bau des neuen Schwimmbades; denn *über* ihnen tritt an vielen Stellen Wasser aus.

In der jüngsten Tertiärzeit bildete das schwäbische Oberland nach einer zuvor erfolgten Hebung eine ziemlich gleichmäßig geneigte Ebene von den Alpen der Donau zu. Das fließende Wasser räumte aus dem weichen Molassegestein breite, muldenförmige Täler aus. Es war eine warme Zeit mit subtropischer Vegetation. Allmählich sank die Temperatur, und auf die Alpen fiel der Schnee. Der Firnschnee ließ Gletscher entstehen, und ganz allmählich bahnte sich die Eiszeit oder das Diluvium an. Vier lange Kälteperioden (Günz-, Mindel-, Riß- und Würmeiszeit) von noch länger andauernden Wärmezeiten unterbrochen,

brachten die Gletscher aus den Alpen in unser Land. Aus der Günzeiszeit finden sich bei Biberach keine Ablagerungen. Hier war damals tertiäres Hochland, und der Gletscher selbst erreichte nur die Gegend um Schloß Zeil bei Leutkirch. Während der Mindeleiszeit aber floß das Schmelzwasser des in der südlichen Umgebung der Heinrichsburg angenommenen Gletschers über das heutige Hochgeländ und lagerte dort seine Schotter ab. Dieses Gebiet muß damals Tal und unsere Umgebung Berg gewesen sein. Erst in der folgenden Zwischeneiszeit (Mindel-Riß) wurde am westlichen Rande jener hochgelegenen Schotter das erste Rißtal aus den weichen Molasseschichten vom Wasser ausgeräumt. Es war viel breiter als das heutige und reichte vom Jordanbad fast bis Reute. Westlich davon hat ein Seitenarm die Molasse sogar bis Oberdorf und Zweifelsberg abgetragen.

Als der *Rißgletscher* zur Zeit der größten Vereisung aus dem vorderen Rheintal über das Bodenseegebiet sich allmählich unserem Lande näherte (50–100 Meter drang er durchschnittlich jährlich vor), füllten seine Schmelzwasser das in der Zwischeneiszeit gebildete Rißtal bis zu 70 Meter Höhe mit Schotter an. Auf dem langen Wassertransport wurden alle weichen Gemengteile und halb verwitterten, kranken Gerölle zu Sand und Ton zermahlen und weggeführt, so daß die damals abgelagerten Kiesschichten ein wertvolles Baumaterial darstellen und in großen Kiesgruben nördlich von Biberach abgebaut werden. Der Gletscher ging über die von seinem Schmelzwasser abgelagerten Schotter und die Molassenhügel hinweg und ebnete das ganze Land weitgehend ein. Er lagerte *unter* sich eine aus großen Blöcken, Geröllen und feinstem Zerreibsel bestehende Grundmoräne ab und drang bis zur Linie Warthausen–Oberhöfen vor.



Biberach und Umgebung

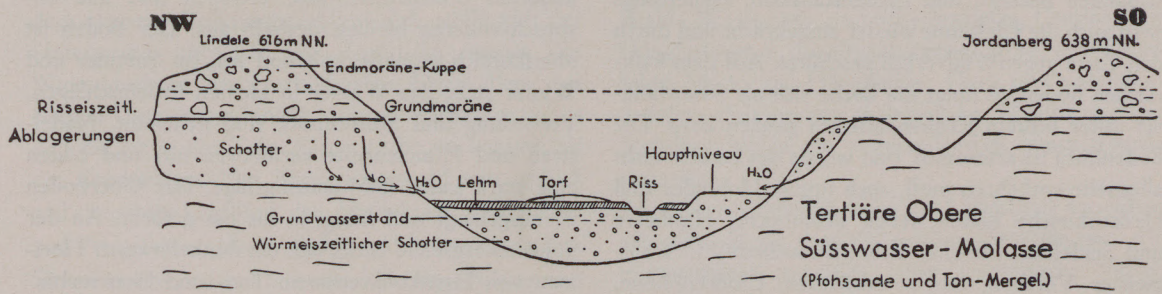
Hier kam er nach und nach zum Stillstand – das heißt Eisnachschub- und Abschmelzgeschwindigkeit haben sich die Waage gehalten. Dadurch entstand ein Endmoränenwall, der größtenteils bewaldet ist (Wind-, Schlegel-, Gänsberg und Roschachwald). Bei Sigmaringen überquert der Gletscher sogar die Donau und bedeckte noch den Fuß der Alb (685 Meter NN). Den Bussen nahm er in seine kalten Arme und verhüllte ihn bis zu einer Höhe von 705 Meter NN, so daß nur noch der Gipfel aus dem Eis ragte. Aber auch dieser kältesten Zeit in der Menschheits-erinnerung vor rund 200000 Jahren war ein Ende gesetzt. Es wurde wieder wärmer, und der Gletscher schmolz ab. Kleine Kälterückschläge versteiften seine Existenz, wodurch er sich an verschiedenen Stellen während des allgemeinen, relativ rasch verlaufenden Rückzugs länger behaupten konnte, ja sogar kräftig nachstieß. Auf diese Weise entstanden um Biberach zwei sehr deutliche, hintereinanderliegende Endmoränenzüge: Hochgericht, Lindele, Mettenberg, Häusern als äußerer und Laurenbühl, Gigele, Bergerhausener Höhen und Jordanberg als innerer Bogen. Erst in der folgenden *Riß-Würm* Zwischenzeit wurde das heutige Rißtal vom Wasser ausgeräumt. Gelöster Kalk hatte inzwischen die ursprünglich losen Schotter zu Nagelfelsen verbacken. Nun hatte das Wasser schwere Arbeit, in die zusammenhängende harte Schotterdecke das heutige Tal zu graben. Während der ganzen Eiszeit hob sich das Oberland, und so sägte sich das Wasser in den sich hebenden Unter-

grund immer tiefer ein, wie das Sägeband in den sich heranschiebenden Holzblock. Auf diese Weise ist es zu verstehen, daß nicht nur die abgelagerten Schotter wieder abgetragen, sondern auch die unterlagernden tertiären Molasseschichten noch mehr als 30 Meter* tief ausgeräumt wurden. Nach neueren Untersuchungen von Graul (Gutenzell) ist das Rißtal während einer jüngeren Rißvereisung nochmals bis zur Höhe von Rifsegg (Rifsegger Terrasse), Kirche von Warthausen, Äpfingen und Mietingen mit Schottern angefüllt und hernach wieder ausgeräumt worden.

Während der *Würmeiszeit* wurde dieses tief ausgeräumte Rißtal bis zu seinem heutigen Hauptniveau wieder aufgeschottert. Dieses Mal drang der Gletscher nur bis Winterstettenstadt-Schussenried und östlich Waldsee vor. Sein Schmelzwasser floß durch das Rißtal der Donau zu und lagerte je nach Fließgeschwindigkeit und Wassermenge gröberes oder feineres Kiesmaterial ab, bis das Tal auf die Höhe von Ummendorf und Birkendorf angefüllt war. – Als auch die Tage des würmeiszeitlichen Gletschers zu Ende gingen und sein Eis zu schmelzen begann, füllte das Schmelzwasser das Gletscherbecken *hinter* dem Endmoränenwall (Europäische Wasserscheide) bei Wattenweiler so hoch an, bis es bei Winterstettenstadt an der Stelle eines früheren Gletschertores überfloß und eine tiefe Kerbe in den Wall einschchnitt. *Damit war die jüngste Riß geboren* und eine Erklärung gegeben, warum ihr Ursprung *südlich* vom Endmoränenwall bei Michelwinnaden liegt. Dieses im Gletscherbecken geläuterte Wasser räumte einen Teil der Rißtalschotter wieder aus. Es entstanden tiefere, schlingenreiche Rinnen, die sich mit Wasser füllten und vermoorten. Dadurch bildeten sich feuchte Wiesen, Sümpfe und auch das Ummendorfer Ried, während auf dem höheren Talniveau bei Appendorf, Ummendorf und Birkendorf über tiefer liegendem Grundwasserspiegel Getreide angebaut werden kann. Im gestauten *Lindenweiher* tritt aus vielen Quelltöpfen das Wasser zutage, welches im Riedtal unterirdisch als Grundwasserstrom zufließt.

So ist die Landschaft *geworden*, in der wir leben. Jahrmillionen sind vergangen; jeder Tag hat etwas dazu beigetragen, wenn auch ganz unmerklich. Die Zeit addierte die Wirkung. Aus Höhen wurden Täler gegraben, und ehemalige Täler sind heute Hochgebiete (Reliefumkehr). Stufenförmig bauen sich die

* Eine 1954 gemachte Bohrung im Rißtal bei der Fabrik Liebherr ergab eine jüngere Aufschotterung von 26,5 m Mächtigkeit bis zur Molasseunterlage. Die Höhe vom Talniveau bis zur älteren Rißschotterunterkante beträgt 5 m.



Geologischer Querschnitt durch das Riftal von Südosten nach Nordwesten

eiszeitlichen Schotterterrassen auf, wobei die jüngsten am tiefsten zu liegen kamen. Gerade diese geben uns das klarste Bild von der geologischen Vergangenheit; denn Wasser konnte jeweils nur da fließen, wo ein vorgezeichnetes Tal sich fand. Es hat entweder ausgeräumt oder, wenn es mit Gletscherschutt beladen war, abgelagert. Jede eiszeitliche Schotterterrasse muß mit einem Gletscher beziehungsweise einer Endmoräne verbunden gewesen sein. Diese Erkenntnis ließ Penck vier große Kälteperioden (Eiszeiten) annehmen und den grandiosen Gedanken entstehen, daß unser Land mit mächtigen Gesteinsschichten, Blöcken, Geschieben und Geröllen bedeckt ist, die aus den Alpen stammen. Es ist eine der reizvollsten Aufgaben, nachzuspüren, wo sie zu Hause sind. Der Weg hat tief in die Alpen hineingeführt bis zu den Pässen des St. Gotthard, des Splügen, des Juliers, des Arlbergs und bis zu den höchsten Gipfeln der Silvretta-gruppe.

Natur- und Kulturlandschaft

Ich habe schon angedeutet, daß der geologische Aufbau des Landes seine *Nutzung* bedingt. Jede Landschaft hat ihre naturgebundene Eigengesetzlichkeit. Von ihrer geologischen Vergangenheit ist diese weitgehend bestimmt. Sie zeigt Möglichkeiten auf und schreibt Grenzen vor, die selten ungestraft überschritten werden dürfen.

Der geologische Aufbau gibt zum Beispiel die Voraussetzungen für die Wasserversorgung einer Landschaft. Auf der nach Süden zeigenden Wand im Wolfental entspringen an der Grenze zwischen den rifeiszeitlichen Schottern und der wenig wasserdurchlässigen tertiären Molasse mehrere Quellen, die eine Gesamtschüttung von mehr als 50 Sekundenliter liefern und die ganze Stadt Biberach mit gutem Trinkwasser versorgen. Die starke Schüttung setzt ein großes Einzugsgebiet von mindestens 20 Quadratkilometern voraus. Schon aus diesem Grunde müssen sich

die rifeiszeitlichen Schotter weit in das nordwestliche Hinterland erstrecken. Viel kleiner sind die zahlreichen Quellen, welche riftalaufwärts unter den Nagelfelsen hervortreten; denn hier ist das Einzugsgebiet auf wenige Quadratkilometer begrenzt, an der Ostseite sogar auf einen relativ schmalen Geländestreifen (siehe geologisches Profil H₂O). Die Quellaustritte werden an den Eschen-, Erlen- und Ahornbeständen und an der üppigen Bodenvegetation mit Baldrian, Mädesüß, Geißbart, Große Seggen, Geißfuß, sowie dem schwarzen, nährstoffreichen Feucht- oder Naßboden überall leicht erkannt. Ein großer Grundwasserstrom bewegt sich im Riftal selbst der Donau zu. Mehrere Bohrungen haben unter dem Tal-lehm und vertorften Flächen einen bis zu 27 Meter mächtigen Schotterkörper aufgeschlossen, der bis fast zur Oberfläche mit Wasser angefüllt ist. Der tiefer gelegene Stadtteil von Biberach wurde deshalb mittels Pfahlgründung gebaut. Neuerliche Untersuchungen von Baurat Schäffer haben gezeigt, daß die Stadt diesem Grundwasserstrom mehr als 100 Sekundenliter Wasser entnehmen kann, ohne eine Beeinträchtigung irgend welcher Art zu befürchten.

Die gesteinskundliche Zusammensetzung des Untergrundes, Geländeform, Neigungsgrad, Niederschläge und die Lage zu den Himmelsrichtungen bestimmen weitgehend die *wirtschaftliche Nutzung*. Fast all unsere Kuppen und Höhenzüge sind mit Mischwald bepflanzt. Für den Pflug sind sie zu steil und zu blockreich. Aus den stark sandigen, kiesigen Endmoränen hat sich ein lockerer, oft nur „mäßig frischer brauner Waldboden“ gebildet, der den Böden der großen würmeiszeitlichen Endmoräne gleicht. Buche, Forche, Lärche und Eiche kommen deshalb neben der anspruchsvolleren Fichte vor. Ein schönes Beispiel bietet der Jordanberg, wo am unteren Hang noch die Tonmergel und Pfohsande der tertiären Molasse zum Tragen kommen. Herrliche Lärchen von oft über 35 Meter Höhe und mächtige alte Eichen stehen zwischen

schlanken Buchen- und Eschenstämmen. Neuerdings wird auch die Edeltanne wieder eingebracht und durch den Zaun gegen Wildverbiß geschützt. Auf dem kalkreichen Boden verjüngt die Buche sich als Schattholzart unter lichtem Kronendach am ganzen Berg. Die Bodenflora ist artenreich, und wo sie des Lichtes nicht allzusehr entbehren muß, auch üppig. Holunder und Heckenkirsche bilden neben Brombeere, Himbeere und Seidelbast oft eine dichte Strauchschicht. Waldmeister, Veilchen, Buschwindröschen, Glockenblume, Riesenschwingel, Immergrün, Efeu, Trespe, Flattergras, Salomonsiegel, Rapunzel, Nelkwurz, Finger- und Schattensegge, Waldlabkraut, Kapuzengras und Binkelkraut kommen häufig vor; an sonnigen Stellen auch die Hainsimse, das Straußgras und der gebräuchliche Ehrenpreis, ja sogar seltene Orchideen mischen sich ein und lassen mit all den anderen kaum ein Fleckchen Erde frei. Ganz an den Boden geschmiegt finden sich dunkelgrüne Blattmoose als gute Standortsanzeiger.

Auf den steilen *Nagelfelswänden* herrscht der *Laubwald* vor. Fichten werden im besten Zuwachsalter vom Sturm geworfen, denn der Boden ist flachgründig und trocken, zumal an Süd- und Südwesthängen. Am Vorhöldele, im Wolfental und an der Straße nach Appendorf sind schöne Beispiele des Buchen-Hangwaldes zu sehen. Die Buche und Stieleiche, am Unterhang auch die Esche, bilden den Hauptbestand. Forche und Europäische Lärche, an ganz trockenen Stellen auch die Robinie sind nur beigemengt. Der Boden ist nährstoffreich, aber der steten Abtragung wegen kaum entwickelt. Freier Kalk findet sich oft bis zur obersten Bodenschicht, trotzdem ist aber die Bodenflora besonders an Ost- und Nordhängen ziemlich üppig. Kalkliebende Pflanzen, wie das Binkelkraut, Gelbes Buschwindröschen, Frühlingsblatterbse, Haselwurz, Leberblümchen, Lungenkraut und Rotes Waldvögelein herrschen vor. Den Waldrand säumt ein Kranz von Feldahorn, Hartriegel, Liguster, Wolligem Schneeball, Mehlbeere, Klematis, Hasel, Pfaffenhütchen, Kreuzdorn und wilden Rosen.

Steigt man von der Straße nach Appendorf über den Hang zur *Hochfläche* empor und geht durch den Aspen oder den Verteilten Gemeindewald, so ändert sich das Bild ganz plötzlich. Große Teile des früheren Fichtenbestandes sind vom Sturm gefällt. Der Wald ist ohne Unterholz. Auf den Kahlflecken stehen Pulverholz und Birken. Heidelbeere, Flatterbinse, ja sogar das Heidekraut bedecken den Boden, und in kleinen Dellen wachsen Torfmoose sowie das Gemeine Bürstenmoos, die größte Moosart unserer Gegend. Nur wenige Pflanzen können die total ver-

änderten Bodenverhältnisse ertragen und alle anspruchsvolleren bleiben deshalb aus. Der Boden ist oberflächlich vernäßt, kalt und tot. Im Sommer und Winter steht das Wasser in kleinen Erdeinschlägen. Verwesung und Stoffumsatz sind gehemmt. Nadelstreu und Pflanzenreste vermodern nur und bilden eine stark saure Rohhumusaufgabe. Der Oberboden ist ausgelaugt und fahlgrau bis lila gefärbt. An der Stauwassergrenze bildet sich ein dunkelbrauner Horizont von Eisenkonkretionen. Ton- und Eisenverbindungen sind mit der Humussäure bis zu diesem Horizont nach unten gewandert. Der Oberboden ist deshalb entmischelt und seines eigentlichen, kolloiden Bodencharakters und damit seines Wasser- und Nährstoffabsorptionsvermögens beraubt. Die Fichte wurzelt ganz oberflächlich und nur stark wurzelintensive Holzarten, wie die Eiche, vermögen diesen Boden zu durchteufen. Ursache für diese Erscheinungen ist eine Staublehmüberdeckung der rißeiszeitlichen Grundmoräne, welche während der jüngeren Eiszeit erfolgt ist, als das ganze Land vegetationslos war und der Gesteinsstaub aus den aperi Gebieten auf die Hochfläche verweht wurde. Im Laufe der Zeit wurde der ursprünglich nährstoffreiche Löss entkalkt und dadurch dicht gelagert, so daß die sauerstoffliebende Fichtenwurzel nicht mehr in die Tiefe ging und die Bäume im Winde sich wiegend, den Boden immer dichter stampften. – Große Gebiete der übrigen rißeiszeitlichen Hochfläche um Biberach sind unter den Pflug genommen und bringen bei sehr intensiver Wirtschaft gute Erträge ein.

Die *Talaue* hat naturgemäß ihr eigenes Gepräge. Der hohe Grundwasserspiegel und eine zähe Lehmschicht haben in den nachträglich wieder ausgeräumten und oft überschwemmten Talflussschlingen stark anmoorigen Boden und Torf entstehen lassen. Weite Gebiete sind deshalb mit Wiesen bedeckt. Westlich Ummendorf ist auf dem nährstoffreichen Niedermoor sogar ein ausgedehntes Hochmoor entstanden. Eine seltene Flora und Fauna zeichnet es aus, und ein Gang durch das Moor gehört zu den schönsten naturkundlichen Erlebnissen. Um alle Übergänge vom stark anmoorigen Boden über das nährstoffreiche Niedermoor bis zum extrem sauren Hochmoor zu sehen, geht man am besten von der Ummendorfer Brücke beim Wirtshaus Rißegg nach Süden. Am Rißufer wachsen: Engewurz, Mädesüß, Waldspirre, Großseggen, Wasserdosten, Kohlkratzdistel, Haarkälberkropf, Gemeines Weidenkraut, Große Wiesenraute, Taglichtnelke, Geißbart, Großer Schachtelhalm und viele andere Pflanzen, welche Feuchtigkeit und langsam ziehendes Wasser lieben. Aspe, Föhre und Fichte bilden mit viel

Unterholz und Sträuchern einen lichten Bestand auf dem ebenen Niedermoor. Allmählich wölbt sich der Untergrund uhrglasförmig. Torfstiche zeigen das Weiterwachsen der torfbildenden Flora über den ebenen Untergrund hinaus bis zum Hochmoor an, so daß die Mitte des Tales höher zu liegen kommt, als die Randgebiete. Der Niedermoorwald tritt zurück und räumt der Legföhre, dem Heidekraut, der Heidel- und Preiselbeere, Moos- und Rauschbeere, sowie dem Sumpfmarsch den Platz ein. Mächtige Polster von Torfmoosen, grün und rosa gefärbt, überwuchern Baumstämme, Legföhren und Sträucher. Zwischen den Moosen breitet der zierliche Sonnentau seine rosafarbenen, mit langen, klebrigen Wimpern besetzten Blätter aus. Er ist eine insektenfressende Pflanze, und wer sich's nicht verdrießen läßt, eine Weile zu beobachten, kann den brutalen Kampf zwischen Pflanze und Insekt in aller Stille und im scheinbaren Frieden der Natur erleben.

Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes weit überschreiten, wollte ich nur ganz oberflächlich auf die Fels- und Pflanzenformen am Gigelberg und im Gaisental hinweisen, wo mit richtigem Instinkt vor mehr als 100 Jahren die verschiedensten Wald- und Parkbäume auf dem Nagelfelsenuntergrund angepflanzt wurden und heute um die Wette wachsen.

Ginkgo und Tulpenbaum, die falsche Zypresse, Berg-, Wald-, Weymouth- und Schwarzkiefer, Gruppen von Douglastannen, Nordmannstanne, Arve und Nebelfichte, Moor- und Hängebirke, Thuja und Sadebaum, daneben viele andere einheimische Waldbäume und Sträucher bilden ein außerordentlich buntes Durcheinander.

Bei näherem Besehen weist die Landschaft um Biberach, obwohl sie dem als eintönig bezeichneten Altmoränegebiet angehört, viele interessante Einzelercheinungen auf. Die meisten Reisenden wollen sie jedoch im Zug oder im Auto möglichst schnell hinter sich bringen, weil sie entweder dem Bodensee mit seinen hohen Bergen oder der Alb als ihrem Reiseziel zustreben. Das schwäbische Oberland ist nicht für Menschen, die nur von grandiosen Naturerscheinungen, welche auch auf das primitivste Gemüt wirken, ergriffen sind. Seine Schätze wollen durch beschauliche Wanderung gehoben werden. Es ist für Menschen, deren Auge das Wunderbare und Große auch im Kleinen, Unscheinbaren zu schauen vermögen. Die Freude ist deshalb nicht geringer. Unsere Zeit ist wenig dazu angetan, aber der Kreis von Menschen, welche auch heute noch wandern und schauen, ist trotzdem nicht kleiner geworden. Nur die Zahl derer hat sich vergrößert, welche sich nur von Ort zu Ort bewegen.

Das Biberacher Stadtbild als Kunstwerk

Von Hermann Lemperle

Wer heute das Weichbild der Stadt Biberach betritt und unbelastet von lokaler Geschichte, aber offenen Auges durch Gassen und über Plätze spaziert und Straßenschilder studiert, dem wird eines klar: Eine alte bedeutende Markt- und Handelsstadt, deren „große Zeit“ das späte Mittelalter war; indessen ver-raten ihm einige beachtliche Barockbauten, daß sie dank ihrem Fleiß und Wohlstand lange nachher noch von sich reden machte, um schließlich im 19. Jahrhundert zu einer mittleren Provinzstadt abzusinken. – Von Biberachs „großer Zeit“ sei hier die Rede, da der Markort, von städtefreudigen Stauferkaisern längst zur Freien Reichsstadt erhoben (gegen 1250), im Laufe des 14. Jahrhunderts Weltruf in der Barchentweberei erlangte, die Zünfte im Kampf mit dem adeligen Patriziat sich den ihnen gebührenden Platz im Stadtparlament eroberten und die Stadt mit Sitz und Stimme auf den Reichstagen vor namhaften anderen des „Schwäbischen Kreises“ rangierte. – Fleiß

und Tüchtigkeit, Reichtum und Bürgerstolz waren in diesen beiden vorreformatorischen Jahrhunderten die nimmermüden Triebkräfte für ein blühendes Kunst- und Kulturleben, dem die Stadt im großen und ganzen noch heute ihr architektonisches Antlitz verdankt. Damals, um 1500, zählte Biberach an die 5000 Bürger in seinen Mauern, eine Zahl, die durch Pest, Hunger und Krieg um die Mitte des 17. Jahrhunderts unter die Hälfte abgesunken war und nie wieder erreicht werden konnte, solange die Reichsstadtherrlichkeit dauerte (1802).

Die Stadt als Gesamtkunstwerk war dem mittelalterlichen Menschen leichter faßbar, als uns heutigen in einer modernen Stadt, weil die geringe Ausdehnung – auch der größten damals – die geschlossene Linie ihrer Silhouette schon aus der Ferne so markant vor die Augen treten ließ, daß ein Fremder unschwer Rang und Bedeutung der Stadt daran abzulesen vermochte. Die Silhouette war gewissermaßen die „Vi-



1. Biberach nach dem Stich von Merian, 1643

sitenkarte“ einer Stadt. Allzugerne erscheint sie daher auf mittelalterlichen Tafelbildern als Hintergrund, und in der Folgezeit reißt die Kette der Kupferstecher und Vedutenmaler, die sich an alten Stadtprospekten begeistern, nicht mehr ab. Mehr als ein Dutzend Künstlernamen könnten hier, neben so bedeutenden wie Merian und Wentzel Hollar, allein für Biberach genannt werden.

Neben dem Merian-Stich aus der „Topographia Sueviae“ (1643) sei hier die älteste Stadtsilhouette um 1500, die in der Seidlerschen Chronik abgedruckt ist, sowie der schöne Prospekt des Biberacher Lorenz Xeller vorangestellt, bei denen das mittelalterliche Stadtbild in seiner Geschlossenheit besonders deutlich in Erscheinung tritt (Abb. 1–3): Alles überragend und hoch über das Alltägliche, Vielköpfige, Einfache erhebt sich das Besondere im optischen Schwerpunkt der Stadt: Der Kirchturm! Wie der erhobene Finger Gottes bestimmt er die „rechte Ordnung“ im Dasein der Menschen. Daß in solcher Blütezeit städtisch-kulturellen Lebens das Maß der Höhe auch von der

Bürger Stolz und Selbstbewußtsein bestimmt wird, versteht sich fast von selbst, denn der zum Wahrzeichen der Stadt gewordene Kirchturm soll das eigene Ansehen weit hinaustragen und verkünden. Obschon aus gotischer Zeit stammend, verleugnet der massive klotzige Turm mit den überschweren Strebe Pfeilern nicht das Wortkarge, Geruhsame des ober-schwäbischen Charakters. Das breitmächtige, immer noch alle Profanbauten überragende Satteldach des Kirchenhochschiffs, bildet zu der züngelnden Silhouette des Turmhelms nicht nur einen wohltuenden Kontrast, sondern sucht gleichzeitig mit seinen Dach-schrägen nach allen Seiten einen versöhnenden Übergang zum Meer der spitzgiebeligen Bürgerhäuser, aus dem allein das Rathaus als „regierendes Haupt“ es sich erlauben darf, ein halbes Dutzend Ziertürmlein hoch über die Nachbarschaft hinauszustrecken.

Doch rund um den Stadtkern reckt sich noch ein anderes wichtigtuersch empor: Das sind die trotzig Wehr- und Stadttürme, ohne die altdeutsche Städte einfach nicht denkbar sind. Sie erst geben der Sil-

Die Stal Biberach. R. 1500. nur also bespafften a.

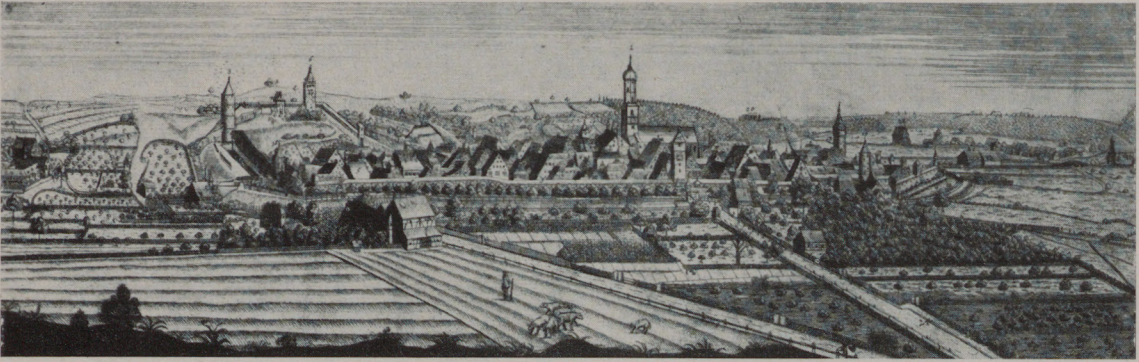


2. Älteste Ansicht von Biberach, um 1500

houette der Stadt das rhythmische Auf und Ab und den malerischen Reiz, der sie uns heute noch so liebenswert macht. 21 Wach- und Wehrtürme und 5 mächtige Stadttore zählen wir auf dem Merianschen Prospekt der Stadt Biberach, eingespannt in ein von Mauern, Wällen und Gräben besetztes Verteidigungssystem, das in Kriegszeiten einer verängstigten und aufgeschreckten Bevölkerung Schutz und Sicherheit bieten konnte. Dieser Festungsgürtel entstand durch Einbeziehung der schon 1140 bestehende Hochwacht auf dem Gigelberg, als nach den für den Schwäbischen Städtebund Unglück verheißenden Schlachten bei Altheim (1372) und Döffingen (1388) höchste Gefahr im Verzuge war. Damals ist auch die noch unbewehrte Stadterweiterung vor dem Untertor am Bach in den neuen Bering mit einbezogen worden, was die Erstellung neuer Stadttore, des Siechen- oder Ehingertors und des heute noch erhaltenen Spital- oder Ulmertors dringlich machte. Diese und die übrigen Tore waren von ungeschlacht trotziger Statur, bar jeden dekorativen Schmucks, durch Fallbrücken und Vorwerke verstärkt. Das Ulmertor hat später ein freundlicheres Aussehen bekommen durch die an den Ecken des steilen Walmdachs angebrachten Ziertürmchen, deren Spitzhelme – man sieht sie noch bei Wentzel Hollar – in der Barockzeit „gekappt“ wur-

den. Hier und am Ober- oder Riedlingertor, dem reizvollsten – es fiel 1870 – waren Vater und Sohn Kutzberger am Werk, das wehrhaft-klobige im Sinne der Renaissance „aufzuheitern“. – Erst hundert Jahre später (1476), und es scheint, an besonders gefährdeter Stelle, wurde „zu besserer Defension“ der Weiße Turm von Hans Hartmann erbaut, der zu Gustav Adolfs und wieder in Napoleonischen Zeiten am meisten „Geschichte machen“ sollte. Dieser hohe zylindrische Turm mit dem Zeltdach steht da wie ein Koloss: drohend und imponierend zugleich, wahrhaft „antik“ in der Größe der Gesinnung! – Neben ihm nimmt sich sein älterer Bruder, der Gigelberg, recht unkriegerisch aus (Abb. 4).

Wir erleben die Stadt im Durchschreiten vom Ober- oder Riedlingertor her. Wenige Schritte bloß und der herrliche Marktplatz nimmt uns auf, einer der schönsten im Süden Deutschlands! (Abb. 5, 6). – Man weiß es eigentlich gar nicht recht, was ihn so anziehend macht, denn nichts Außergewöhnliches fällt ins Auge: keine prunkvolle Fassade, kein überragendes Monument, kein Fachwerkhaus von besonderer Schönheit, und nicht einmal ein Rathaus, das mit bekannten andern im Lande konkurrieren könnte? Selbst die Grundrißbildung ist – weil in Jahrhunderten gewachsen – voller Unregelmäßigkeiten und alles andere als plan-



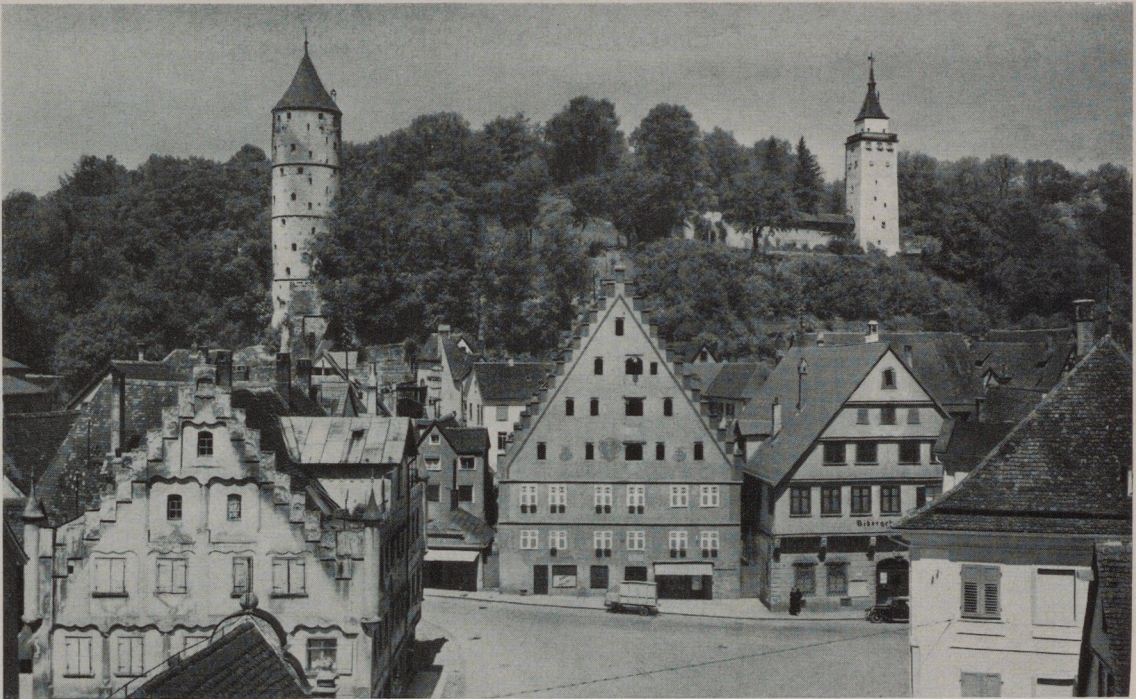
3. Prospekt der Reichsstadt Biberach von Lorenz Xeller

voll zu nennen. Und doch empfindet man gleich etwas Großzügiges und ein angenehmes Gefühl des Geborgenseins in heiter-festlicher Umgebung. Woran mag dies liegen? – Gewiß an den glücklichen platz- und raumbildenden Verhältnissen. Am unteren Platzen wirkt der Gutermansche Gebäudeblock mit seinem haltgebietenden Kirchturm dahinter wie ein gewaltiges abschließendes Monument, das verhindert, daß der Marktplatz zur bloßen Marktstraße, zum „Schlauch“ wird; gleichzeitig bietet er in seinem großformig gestaffelten Umriss ein festliches Ziel! – Eine ähnlich abriegelnde Funktion bildet das mächtige „Haus zum Kleeblatt“, das sich ungefähr auf halber Höhe des langgestreckten Marktplatzes gewichtig vorschiebt und gewissermaßen als „optisches Gelenk“ den unteren Markt vom oberen trennt und so zwei wohlproportionierte Plätze schafft. Und wenn der Platz nach oben hin sich nicht „verläuft“, sondern sich schön „rundet“, so verdankt er dies dem beiderseitigen Einschwenken der Häuserkulisse und endlich dem ehemaligen Obertor. Wie der Kirchturm am unteren, bildet dieses am oberen Ende des Platzes Abschluß und Blickfang.

Nun zum Aufriß! Da ist es die Platzwand, die durch das stammesmäßig Kompakte breitwüchsiger Häuser und flachgestirnter Giebel dem Marktplatz die so nötige Geschlossenheit und Geborgenheit gibt. Nur so ist es zu erklären, daß hier ein unregelmäßig umsäumter Platz mit krumm einmündenden Gassen in Oberschwaben immer noch „Bindung“ behält, wo beispielsweise der fränkische Haustyp durch asymmetrische Gruppierung und Verwendung von Erkern und Türmchen die Platzwand auflockert, nicht selten sogar aufreißt. Oberschwaben ist für die Gestaltung raumklarer Gebilde von jeher besonders begabt gewesen. Vielleicht mag dies damit zusammenhängen, daß hier das Fachwerkhaus nie recht heimisch ge-

worden ist, zumindest nicht die hochentwickelte zierfreudige Stufe erlebt hat wie bei dem ins Fränkische hinüberwachsenden Niederschwabens. Ohne Zweifel verstärkt der Verputz die dem oberschwäbischen Haustyp eigene Großflächigkeit und damit die geschlossene geruhsame Erscheinung im Straßenbild.

Der Marktplatz ist der natürliche Sammelort für die Bewohner; er ist für bestimmte Markttage eingerichtet, er ist aber auch der Beratungs- und Rüstplatz, und selbstverständlich auch der Festplatz der Stadt. An ihm sammeln sich die besonderen Bauten: das Rathaus, die Patrizierhäuser, die Geschlechter- und die Trinkstuben, das Stadtadvokatenhaus und die „Gredt“ und schließlich die vornehmen Herbergen der Stadt – alles rundet sich hier zu geselliger Wohnlichkeit. – Die Geschlechter- und Trinkstuben waren seit 1466 im Haus Gutermann, bis die „evangelischen Nobilitierten und Graduierten 1668 durchgehende Parität verlangten und ihre eigene Stuben“ im Haus zum Kleeblatt einrichteten. Dieses mächtige Bauwerk mit seinen überhängenden Geschossen und der eigenwilligen Dachhaube im Krüppelwalm darf es sich an so exponierter Stelle erlauben im sonst einförmigen Auf und Ab der Flachgiebelfronten „aus der Reihe zu tanzen“. Ihm gegenüber steht die 70 Meter tiefe ehemalige „Gredt“ als städtisches Kauf-, Korn- und Schuhhaus. Die Nordseite des Platzes zierte eine Reihe feiner Patrizierhäuser wie das des Johann Ernst v. Pflummern (Haus Lemperle), das im späten 18. Jahrhundert seinen eleganten urnenbekrönten Volutengiebel erhielt, oder weiter unten das Haus der Junker von Brandenburg oder der von Scherrich, wo sich später (bis 1899) die vornehme „Herberg zum Weißen Adler“ etablierte. – Am Ende des oberen Marktes, dem sogenannten Kapellenplatz, wo bis 1804 die kostbar ausgestattete S. Niklaskapelle stand, erheben sich noch heute zwei würdige Zeugen alt-



4. Biberach, Gigelberg und Kapellenplatz

Aufnahme: Bendel

reichsstädtischer Baukunst: der Salzstadel und die Stadteich. Der 1513 erbaute, sieben Stockwerk umfassende Salzstadel, damals auch Weinkeller der Stadt, beherrscht mit seinem breitgestirnten Treppengiebel und seiner großformatigen, einst bemalten Schauseite so gebieterisch seine Umgebung, daß die 1484 erbaute „Stadteich“ links davor und das Stadtadvokatenhaus rechts daneben, ungeachtet ihrer eigenen wohlgenährten Körperlichkeit, wie in den Schatten gestellt erscheinen.

Nahe dem Marktplatz liegt – ein wenig abgerückt vom Getriebe des Alltags – die Stadtkirche, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch hervorragende Meister wie J. G. Bergmüller und Joh. Zick „barockisiert“ wurde. Aber schon im Spätmittelalter ward ihr wegen ihres künstlerischen Reichtums große Berühmtheit nachgesagt. Noch heute verdankt die dreischiffige basilikale Anlage ihre imponierende Raummächtigkeit den spätgotischen Erbauern. Fünf schlanke, achteckige Pfeilerpaare trugen über spitzbogigen Jochbögen die Mittelschiffwände mit dem einst darüber gespannten hölzernen Tonnengewölbe, von dem überm Chorbogen (wo jetzt die Uhr ist) ein riesiges in Fresko gemaltes „Jüngstes Gericht“ herableuchtete (Reste noch auf dem Dachboden zu sehen). Der hohe Chor, von Meister Hartmann 1475 mit spätgotischem Netzrippengewölbe geziert, war damals schon das

Schatzkästlein der Kirche. Kein Geringerer als Martin Schongauer, „der guet Meister hübsch Marte“ hatte den „bis ans Gewölb“ reichenden prächtigen Hochaltar geschaffen, für den der Ulmer Niklas Weckmann den figürlichen Schmuck besorgte. Unter den andern 16 erwähnten Altären und zahlreichen Andachtsbildern mochte manches Werk vom „Meister der Biberacher Sippe“ stammen. Dieser ist uns durch Gertrud Ottos jüngste Forschungen „faßbar“ geworden als Michael Zeynsler aus Memmingen, der 1515 bis 1541 in Biberach ansäßig, einen ausgedehnten Werkstattbetrieb neben dem des Jörg Kändel unterhielt. – Wir können uns heute nur schwer eine Vorstellung machen von dem „Charakter der Wohnlichkeit“ (Dehio) in diesem reichsstadtbürgerlichen Gotteshaus, wo gestiftete Altäre und Motivbilder aller Art neben prunkvollen Grabmälern und wortreichen Epitaphien ganz anders als heute von lebendiger Stadt- und Familiengeschichte erzählten. –

Das klösterliche Leben hat in Biberach selbst – darüber klärt uns das Stadtbild auf – nie eine sonderliche Rolle gespielt. Die großen geistlichen Ordensgründungen lagen auf dem Lande und ihre kulturellen Leistungen sind bekannt. Zwar hatten es die „Schwestern in der Clauss“ im nordöstlichen Zipfel der Stadt allmählich zu einem stattlichen Kloster mit eigener Kirche gebracht (letztere 1812 abgebrochen) und auch ein Ka-



5. Biberach, Marktplatz

Aufnahme: Bendei

puzinerkloster unmittelbar vor den Toren der Stadt erstand noch im frühen 17. Jahrhundert, aber ein architektonisches Gepräge vermochten diese Niederlassungen der Stadt doch nicht zu geben.

Zahlreich und bestimmend zugleich waren in der alten Reichsstadt aber die sogenannten „Pfleghöfe“, die auswärtige Klöster in der Stadt unterhielten und die mit besonderen Privilegien ausgestattet waren. Sie dienten als Umschlagplätze für landwirtschaftliche Erzeugnisse, vor allem aber als Herbergen für durchreisende Ordensbrüder und Mönche, die „mit Marschverpflegung“ versehen, gewöhnlich anderntags weiterzogen. Acht solche Pfleghöfe lassen sich in Biberach nachweisen. Den stattlichsten davon besaß das sehr begüterte Salmannsweiler Zisterzienserkloster (jetzt Salem), damals hochgeachtet als die erste unter den gefürtesten Abteien auf den „Schwäbischen Kreistagen“. 1516 brach hier der Stadtbrand aus, dem ein Drittel der Stadt zum Opfer fiel. Erwähnt seien noch der ehemalige Ochsenhauser Hof (jetzt Wielandgymnasium) und in unmittelbarer Nähe der Marchthaler und der Schussenrieder Hof, sowie der Heggbacher und der Weißenauer Pfleghof (Rotlöwenwirtschaft). Ähnlich im Typus, doch diese an monumentaler Wirkung noch überragend, reckt sich der ehemalige Pfarrpflegestadel empor (beim Salmannsweiler Hof). Dort ging für die Pfarrkirche der „große und kleine Zehnte“ ein, aber beileibe nicht – wie man annehmen müßte – zugunsten der Biberacher Kirchenpflege,

sondern „zu Nutz und Frommen“ des Zisterzienserklosters Eberbach bei Mainz, dem seit 1349 das Patronat der Biberacher Pfarrkirche inkorporiert wurde und, wie es heißt: „wegen Unglücksfällen und vor allem wegen drückender Schuldenlast durch Gastfreundschaft“.

Ein eigenes Kapitel verdiente der „Biberacher Spital“, jene typische Wohlfahrtseinrichtung des Mittelalters mit Kirche, Krankenhaus, Altersheim, Werkstätten und weitläufigen Wirtschaftsgebäuden. 1258 bereits erwähnt und vor den Toren der Stadt liegend, wurde er 1377 in die Stadt verlegt und nach dem Stadtbrand in seiner heutigen Form wiederhergestellt. In diesem riesigen um zwei Höfe gruppierten Gebäudekomplex mit von Gaupen und Zwerchhäusern besetzten Steildächern und Staffelgiebelfronten glaubt man ein Denkmal von hanseatischem Unternehmerteil zu haben.

Der Gang durch die Stadt ist zu Ende. Die wichtigsten Baudenkmäler sind aufgezeigt worden. Noch aber war nicht die Rede von dem, was in der Summe erst die Stadt ausmacht: das anonyme Bürgerhaus, das, anspruchslos in seiner äußeren Erscheinung, Plätze, Straßen und krumme Gassen umsäumt. In ihrem vielköpfigen Nebeneinander erscheinen sie wie „Diener, die dem Großen aufwarten“ und die die unentbehrliche Kulisse bilden, vor der sich das Besondere – das wir kennengelernt haben – abheben kann, um dem Gesamtbilde die charakteristische Zuschärfung, Stei-



6. Biberach, Marktplatz

Aufnahme : Bendel

gerung und Größe zu geben. Dadurch wird das anonyme Bürgerhaus letztlich zum „Helden“ des mittelalterlichen Stadtbildes. Auf Biberach bezogen ist dies ganz einfach die „rechte Ordnung“ und die „anständige Gesinnung“ in der gebaut wurde und die sich lange lebendig erhielt und noch barocke Bau-

meister befähigte, jeden Neubau aus sicherem Gefühl für Maßstab und Raumrhythmus ohne Dissonanz in die Umgebung einzufügen oder klug mit ihr zu kontrastieren. Deshalb hatten die alten Städte ein Gesicht und ein Profil, das jede von ihnen zu einer „vollen Persönlichkeit“ (Dehio) machte.

Oberschwaben — Land des Barock

Von Georg Bischof

Der Gegend zwischen Donau und Bodensee, zwischen der Iller und dem badischen Land hat die Barockkunst ein starkes Gepräge gegeben. Vor allem waren es die Klöster, welche, getragen von dem damals aufblühenden religiösen Leben und Wallfahrtswesen und mitgerissen von der Baufreudigkeit jener Zeit, sich zu großartigen Kirchenbauten entschlossen. Im Lauf eines Jahrhunderts von 1686 bis 1786 sind unter den unternehmungsfreudigen Barockprälaten im oberschwäbischen Raum Kirchenbauten von europäischer Bedeutung entstanden.

Die Baumeister und Künstler stammten meist aus der Vorarlberger Schule mit den berühmten Namen der Thumb, Beer, Schreck, Moosbrugger, oder aus Wessobrunn, wie die Schmuzer, die Feuchtmayr, die Brüder Zimmermann. Dazu kamen noch Meister, die infolge ihrer Berühmtheit mit Aufträgen bedacht wurden; so Michael Fischer aus München, der Maler C. Damian Asam, ebenfalls aus München, Göz und Huber aus Augsburg, der in Koblenz ansässige Großmaler Januarius Zick, dessen Familie aus der Gegend von Memmingen stammt, oder die einheimischen, schwä-



Steinhausen, Kirche

Aufnahme: Bischof

bischen Meister, wie Spiegler aus Wangen, Hermann aus Kempten, Esperlin aus Degernau-Ingoldingen, Machein aus Überlingen, Christian aus Riedlingen und andere mehr. Mit einer auserlesenen Schar ihrer Landsleute oder mit tüchtigen Handwerkern aus der Gegend, in der sie gerade bauten, haben die Meister Werke geschaffen, die noch nach Jahrhunderten die Menschen zu erheben und zu beglücken vermögen. Sie haben gerade in unserem süddeutschen Gebiet den Barock, der aus Italien kam, zu einer Reife und Wärme entwickelt, wie er sie in Italien nie erreichte. Ihr Verdienst ist es, in die strenge und pompöse, aristokratische Pracht des Barock schwäbisch-bayerische Sinnhaftigkeit und Farbenfreude, den ganzen Gemütsreichtum dieses Volksstammes und die Lichtsehnsucht des deutschen Menschen hineingewoben zu haben. Ihre Bauten sind von einer religiösen Wärme und Weihe, ja Begeisterung erfüllt, die auch den technisierten Menschen unserer Zeit wohlthuend umfängt und ihn hinaufführen will zur Welt des Erhabenen, Ewigen und Göttlichen.

Den Anfang eines beispielhaften Barockbaues der Vorarlberger Schule machte Obermarchtal. Dort war schon 776 ein kleines Benediktinerkloster errichtet worden, das dann 1171 von einem Prämonstratenser-

stift abgelöst wurde, gegründet von dem Pfalzgrafen Hugo von Tübingen. 1686 wurde der Barockbau begonnen unter der Leitung von Michael Thumb aus Vorarlberg, der kurz zuvor die Schönenbergkirche bei Ellwangen gebaut hatte. 1701 wurde die Kirche mit 13 Altären eingeweiht. Die eingezogenen Pfeiler bilden rechts und links vom Hauptraum im Untergeschoß voneinander getrennte Kapellen und tragen im Obergeschoß eine gerade durchlaufende Galerie. Die Kirche fesselt uns durch die Kraft und Würde ihres Innenraums, der von den reichen Altären und ihrer Ausstattung außerordentlich belebt und in seiner sakralen Stimmung gehoben wird.

Fast gleichzeitig wie Obermarchtal wurde die Schloßkirche in Friedrichshafen vollendet im Jahre 1700. Christian Thumb, ein Vetter des Baumeisters von Obermarchtal, schuf dieses Wahrzeichen am schwäbischen Bodenseeufer und lehnte sich dabei eng an Obermarchtal an, das er nach dem Tode seines Veters mit Franz Beer zusammen vollenden half. Infolge seiner dunklen Altäre wirkt der feierliche Raum von Friedrichshafen ernster und zurückhaltender als Obermarchtal. Der Bau wurde in den letzten Jahren von empfindlichen Kriegswunden glücklich geheilt. Vom Kloster Weingarten aus war die Kirche in Friedrichshafen als Prioratskirche gebaut worden.

In Weingarten selbst wurde nach jahrzehntelangen Überlegungen und Planungen im Jahre 1715 der Grundstein zu dem gewaltigen Münster gelegt. Kaspar Moosbrugger, der Klosterbruder und Erbauer von Einsiedeln, auch ein Vorarlberger, hatte die Pläne für den Bau geschaffen. Über zweihundert Künstler waren an der Kirche beschäftigt. 1724 wurde sie eingeweiht. Die Ausmaße dieser größten Barockkirche Deutschlands sind erstaunlich. Der Innenraum ist 102 Meter lang und im Querschiff 43 Meter breit, und erreicht in der Kuppel eine Höhe von mehr als 66 Metern. Einen machtvollen Rhythmus entfalten die gewaltigen Pfeiler, die einzelnen Joche und die Gurten und Bögen. Von Westen und Osten, von Norden und Süden und von unten nach oben schwingen die Linien des Raumes zur Kuppel hin und kreisen dort in die lichten Höhen des jubelnden Himmels empor. Im Gegensatz zur wuchtigen Körperlichkeit der Pfeiler und der Teilräume führen die farbenfrohen Deckenfresken des C. D. Asam aus dem Raum der Erde und dem Leben der Menschen in überirdische Welten und in die himmlischen Sphären hinauf. Über dem Eingang ist von dem genialen Gabler aus Ochsenhausen ein grandioses Orgelwerk wie ein musikalischer Dombau zwischen die sechs großen Fenster des Westabschlusses gebaut worden. In den letzten Jah-



Steinhausen, Inneres der Kirche von der Orgelepore aus

Aufnahme: Bischof

ren ist das Münster samt seiner herrlichen Orgel sorgfältig innen und außen restauriert worden und repräsentiert nun wieder in ursprünglicher Würde und Schönheit den oberschwäbischen Barock.

Zu gleicher Zeit, da die Benediktiner in Weingarten den schwäbischen Petersdom bauten, erstellten die Prämonstratenser 6 km weiter südlich in Weißenau ihren schönen und lichten Kirchenbau. Die Kirche, in der Hauptsache von dem berühmten Vorarlberger Franz Beer 1717–1724 erbaut, wird jeden Besucher überraschen durch ihre lichte Klarheit, ihren zarten und reichen Stuck von dem Wessobrunner Franz Schmuze, durch ihre maßvolle Farbigkeit und die feierlich weihevollen Stimmung des Innenraums. Auch Weißenau ist zur 800-Jahrfeier des Klosters 1951 in altem Glanz wiedererstanden. Derselbe Franz Beer hatte schon 1698–1706 im Auftrag des Klosters Zwiefalten das Kollegium in Ehingen gebaut. Mit demselben zu einem Baukörper sich verbindend entstand 1712–1719 von einem bis jetzt unbekanntem Meister die heutige Konviktskirche, die von den bei uns üblichen Typen des Barockbaues abweicht. Über dem Grundriß eines griechischen Kreuzes erheben sich auf den Pfeilern

Tonnengewölbe und eine Flachkuppel in der Vierung. Die mächtigen Pfeiler und Gewölbe geben dem Raum etwas Kraftvolles, während die vielgestaltigen Stukkaturen und die Fresken sich dem wunderbar klaren Raumbild harmonisch einordnen. Die Kirche ist mit ihrem einheitlichen Thema eine der ältesten Herz-Jesu-Kirchen Mitteleuropas. Ehingen besitzt außerdem in der Stadtpfarrkirche und in der Liebfrauenkirche zwei sehenswerte Barockkirchen.

So sehr hatte die barocke Kunstauffassung sich der Geister bemächtigt, daß auch jene Klöster, welche noch wohlhaltene, gotische Kirchen besaßen, glaubten, ihre Kirchen umgestalten und im neuen Stil ausschmücken zu müssen. Schon von 1709 ab erhielt die heutige Stadtpfarrkirche in Waldsee ihre barocke Ausstattung zum Teil unter Mitwirkung der Brüder Dominikus und Joh. Baptist Zimmermann. Das in der Pflege der Wissenschaften so hochstehende Benediktinerkloster von Ochsenhausen gab seiner hohen und langräumigen Kirche ebenfalls ein barockes Gewand. In das eindrucksvolle Mittelschiff mit seinen zehn Jochen kam durch die barocke Stukkatur und die Deckenfresken eine freudige Bewegtheit und leben-



Schussenried, Bibliotheksaal

Aufnahme: Bischof

diger Fluß. Weit über hundert Jahre zog sich der Ausbau und die barocke Ausgestaltung von Kirche und Kloster hin. Noch wenige Jahre vor der Aufhebung des Klosters 1803 wurde der klassizistische Bibliotheksraum mit den leuchtenden Farben seiner Deckenfresken von Huber aus Augsburg vollendet. Im nahen Gutenzell wurde die Kirche der Zisterzienserinnen barockisiert vermutlich unter Leitung von Dominikus Zimmermann, dessen einzige Tochter dort später als Äbtissin waltete. Die Kirche in Gutenzell besitzt übrigens die schönsten Krippenfiguren des oberschwäbischen Barocks.

Ähnlich wie die Benediktiner in Ochsenhausen haben auch die Prämostratenser in Schussenried ihre altehrwürdige Kirche im Stil der Zeit umgewandelt. Schon 1715–1717 entstand das formen- und bilderreiche Chorgestühl des Meisters Machein aus Überlingen. 1745 und 1746 malte Johannes Zick die Deckenfresken und gab dem Raum seinen Stuck. Derselbe Johannes Zick hatte 1746–1748 die Oberleitung in der Ausgestaltung der Stadtpfarrkirche in Biberach/Riß, in der er die Deckenfresken malte. Sein Sohn Janu-

arius Zick ist dann ein sehr berühmter Maler geworden.

Das Kloster Schussenried hat das Verdienst, durch den Neubau der Wallfahrtskirche von Steinhausen Oberschwaben um einen Kirchenbau bereichert zu haben, den man ohne Übertreibung die Perle des oberschwäbischen Barocks nennen kann. Der aus Biberach/Riß gebürtige Abt Didakus Ströbele hatte sich 1727 von Dominikus Zimmermann „ein feines rissel“ für die neue Wallfahrtskirche vorlegen lassen. 1728 bis 1731 wurde die Kirche im großen und ganzen gebaut und 1733 eingeweiht. Schon der königlich das Dorf überragende Außenbau mit seiner reichen Gliederung verrät, daß wir es hier mit einem einzigartigen Kunstwerk zu tun haben. Im Innern bildet das große Längsoval des Schiffes mit dem kleinen Queroval des Chores ein einheitliches Ganzes. Zweifach umfängt uns im Schiff bergend und wohltuend das schmiegsame Rund: durch die Reihe der zehn freistehenden Pfeiler und in gemessenem Abstand davon durch die behütende Außenwand. Unser Blick wird mit sanfter Gewalt nach oben gezogen von den betonten senk-

rechten Linien der hohen Pfeiler und von den aufwärts sich steigenden Formen und Farben der herrlichen Stukkaturen. Herrscht im unteren Teil des Raumes noch der kraftvolle Takt der Pfeilerreihe, so wird der Rhythmus über den Kapitellen zum schwebenden Schwingen und Gleiten der Arkaden und der darüberliegenden Stukkaturen des Gewölbes. Diese rhythmische Bewegung wird im großen Fresko des schalenförmigen Gewölbes zum jubelnden Kreisen der Engelscharen und Heilighöre um das Licht des Dreieinigen Gottes. Eine Fülle von Licht strömt in den Raum von der ringsum laufenden Doppelreihe der Fenster, die mit ihren für Zimmermann charakteristischen Formen und mit ihren köstlichen naturfrohen Stukkaturen ein reiches Ornament der Wandfläche bilden. Die glücklich erneuerte und erweiterte Orgel fügt sich wie eine jubelnde Harfe in die unbeschreibliche Melodie dieses Raumes ein. So vermag diese Kirche die Pilger, welche in großer Zahl zum über 500 Jahre alten Gnadenbild der Schmerzensmutter wallen, in ihrem Frieden zu bergen, mit ihrer andächtigen Feierlichkeit aus dem Alltag zu erheben und mit ihrem Jubel zu beglücken und dem Ewigen näherzubringen.

Anderthalb Jahrzehnte später, 1747–1750 entstand am Überlinger See die Wallfahrtskirche von Birnau. Wie ein Diadem sitzt der Kloster- und Kirchenbau auf der Anhöhe über Maurach. Im Innern ist ein Fließen und Strömen der Linien zum Chor hin, eine Lichtfülle und Leichtigkeit, die fast unirdisch erscheint und eine heitere Lebendigkeit ausströmt, als wäre etwas von dem Jubel des Himmels in diesen Raum hereingeweht. Wenn wir den Raum von Birnau, den der Vorarlberger Peter Thumb mit Josef Anton Feuchtmayr und Bernhard Götz gestalteten, etwa mit Obermarchtal vergleichen, sehen wir, welche reicher Entwicklung und Entfaltung diese Vorarlberger Schule fähig war.

Als Birnau Kirchweih feierte, arbeiteten die Benediktinermönche von Zwiefalten schon 11 Jahre an ihrem herrlichen Münster, das nach 26jähriger Bauzeit 1765 eingeweiht wurde. Die künstlerische und konstruktive Gestaltung ist das Werk von Johann Michael Fischer, unter dessen 32 Kirchenbauten Ottobeuren an erster Stelle steht. Der sprühende Stuck wurde unter Leitung des genialen Johann Michael Feuchtmayr geschaffen. In den großen Deckenfresken hat Franz Josef Spiegler aus Wangen sein Bestes hervorgebracht. Die imposante Größe des Münsters – der Innenraum ist 91 m lang und die Türme sind 94 m hoch – kommt einem nicht genügend zum Bewußtsein, weil der Bau im Talkessel liegt und noch zwischen die Klosterflügel

eingebettet liegt. Der Kirchenraum ist von einer großartigen Einheitlichkeit und einer einzigartigen, maleurischen Wirkung. Die Fülle und Tiefe christlichen Glaubens, die Größe und Kraft der Kirche Gottes, die Gemeinschaft der Heiligen und die unbeschreibliche Herrlichkeit des Himmels finden in diesem Kircheninnern ihr Abbild und Sinnbild.

Um die Jahrhundertmitte begannen die Mönche von Schussenried ihr neues Kloster zu bauen, zu dem Dominikus Zimmermann Plan und Modell geschaffen hatte. Der Bibliotheksaal darin (1754–1761) ist ein überraschend schöner heller und farbenfroher Raum von schwebender Leichtigkeit und mozartscher Musikalität. Seine Bilder und Plastiken spiegeln in tiefdurchdachter Anordnung die Künste und Wissenschaften der Barockzeit wieder. In demselben Jahrzehnt stifteten die Benediktiner in Isny ihre St. Georgskirche mit einer hervorragenden Rokokozier aus. Besonders die Stukkaturen des Wessobrunners Hans Jerg Gigl verleihen dem würdevollen Raum beschwingte Festlichkeit. Zur 850-Jahrfeier 1946/47 wurde der edle Innenraum wieder in alter Schönheit hergestellt.

Mit dem sechsten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts hatte die barocke Freude an sprühender Lebendigkeit und Farbigkeit ihren Höhepunkt erreicht. Das Pendel des Geschmacks bewegte sich wieder zur anderen Seite, und die Sehnsucht nach Ruhe, Einfachheit und schlichter Größe wurde nun maßgebend. Der Klassizismus brach sich Bahn. Von 1772 bis 1783 entstand in großen Ausmaßen in Wiblingen, südlich von Ulm, die Klosterkirche der Benediktiner nach Plänen von Michael Fischer. In den riesigen Deckenfresken von Januarius Zick, wie auch im Linienfluß der Wände spürt man noch barocke Kraft und Bewegungsfreude. Aber in der ganzen Ausgestaltung des Raumes hat sich der Klassizismus durchgesetzt. Den starken Wandel verspüren wir besonders, wenn wir von der majestätisch ruhigen Kirche in den schwungerfüllten und farbensatten Bibliotheksaal kommen, der schon 1744 entstanden war. Im gleichen Jahrzehnt (1773–1776) baute der Franzose Michel d' Ixnard aus Nimes für das Damenstift in Buchau die rein klassizistische saalartige Kirche mit ihren drei Schiffen und den hochinteressanten Beichtstühlen. Der Buchauer Stiftskirche wurde die klassizistische Stadtpfarrkirche von Wurzach 1775–1777 nachgestaltet. Wurzach ist übrigens reich an barocker Kunst in seinen Kirchen und Kapellen. Nocheinmal lehnt sich der letzte große Kirchenbau dieses Jahrhunderts, Rot bei Leutkirch (1783–1786), an die erste Barockkirche Oberschwabens, an Obermarchtal, an und vermischt mit dem

frühen Vorarlberger Bauschema den Klassizismus. Besonders schön sind hier die leuchtenden Fresken von Januarius Zick und das reiche, ältere Chorgestühl. Aber nicht nur die großen Kirchenbauten der ober-schwäbischen Klöster sind Zeugen jenes künstlerisch so fruchtbaren Jahrhunderts. Die Äbte haben oft auch die Kirchen auf den Dörfern, die zur Klosterherrschafft gehörten, von ihren Baumeistern und Künstlern ausstatten lassen. Von Obermarchtal aus wurden die sehenswerten Kirchen in Unterwachingen, Uttenweiler und Seekirch erbaut. In der Nähe von Schussenried steht die edle Kirche von Otterswang. Der große Januarius Zick malte im Auftrag von Zwiefalten in Zell an der Donau und droben in Dürrenwaldstetten.

Auch die oberschwäbischen Standesherrschaften ließen an ihren Herrschaftssitzen im Stil jener Zeit beachtenswerte Kirchen erbauen oder die vorhandenen umgestalten, wie Wolfegg, Kisllegg, Erbach, Scheer und andere. Auch die Schlösser der ober-schwäbischen Fürsten und Grafen erhielten in diesem

kunstfreudigen Jahrhundert manch sehenswerten Bau und Schmuck. Zum Großartigsten gehört in dieser Beziehung das Treppenhaus im Schloß zu Wurzach, heute Salvatorkolleg. Der Erbauer ist unbekannt. Ferner sei noch erinnert an die Schloßbauten in Tettang, Wolfegg, Zeil, Waldsee und an die weiträumige Anlage des Deutschordensschlosses in Altshausen.

Auch wenn man nur die bedeutendsten Kirchenbauten in Oberschwaben vor seinem geistigen Auge vorüberziehen läßt, muß man die Unternehmungsfreude im Bauen bewundern, die dem Volk, den Handwerkern und Künstlern Verdienst und Brot brachte. Aber noch mehr setzt uns in Staunen die einzigartige künstlerische Fruchtbarkeit und Schaffenskraft jener Zeit, wie auch die religiöse Kraft und Begeisterung, die aus den Kirchenbauten uns förmlich entgegenstrahlt. Wir aber fühlen in uns die Verpflichtung, das kostbare Erbe jener großen Periode immer besser kennen zu lernen, zu pflegen und zu erhalten und uns von dieser großen künstlerischen und religiösen Welt geistig bereichern und emporkühren zu lassen.

Bürger- und Bauernhäuser als Baudenkmale in ihrer volks- und kulturgeschichtlichen Bedeutung

Von Hermann Kolesch

Der Name Oberschwaben, der den zwischen Donau und Bodensee sich erstreckenden Teil des welligen und in der Ferne sich verlierenden Alpenvorlandes bezeichnet, tauchte erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in kleinen, von der wissenschaftlichen Forschung meist unbeachtet gebliebenen Aufsätzen im engeren heimatkundlichen Schrifttum, in Zeitschriften und Tageszeitungen auf.

Sie preisen die verschlossene, herbe und doch so eigenartige Schönheit dieses Raumes, seine dunklen Wälder und die in ihrem Schoße ruhenden, verwunschenen Märchenseen. Stolz sich zur Schau stellende Schlösser, wohlhabende Klöster und stattliche, kunstvolle Kirchen leuchten jetzt auf im flimmernden Sonnenglast unter einem tiefblauen Himmel, und in den eiszeitlichen, breiten Talgründen, eingerahmt von goldenen, weit sich dehnenden Ährenfeldern versuchen kleine, vergangenheitsstolze Städtchen und Marktflecken es ihnen gleichzutun. Selten werden im gegenwartsnahen Heimatbewußtsein dieser Jahrzehnte die behäbigen Dörfer und ihr eigenwertiges Dasein gewürdigt, am allerwenigsten aber die uralten, strohgedeckten Einzel-

höfe in ihrer stadtfernen, unerschlossenen Einsamkeit.

Schwäbische Menschen haben sich dieses Land vor bald eineinhalb Jahrtausenden zur Heimat gewählt. Sie haben seine Wildnis gerodet und ein Jahrtausend lang die neue, jungfräuliche Scholle mit ihrem Schweiß und Blut gedüngt. Bauernfleiß und Bürgertugend, Liebe zur Urmutter Erde, zur angestammten Heimat, und berechtigter Stolz auf die Werte der Hand und des Geistes haben sie von Jahrhundert zu Jahrhundert tiefer Wurzeln schlagen lassen, aus denen der kerngesunde und mächtige Baum einer eigenständigen und eigenwilligen Bauern- und Ackerbürgerkultur erwuchs.

„Die Heimstätten der Menschen sind Maßstäbe für die Erkenntnis ihrer wahren Kultur.“ Dieses Wort Goethes findet auch hierzulande seine umfassende Bestätigung, gilt es doch für Stadt und Land, für Bürger und Bauern gleichermaßen. Die alte, ehemals Freie Reichsstadt Biberach im Herzen unserer engeren Heimat ist noch heute reich an stolzen, kunstvollen, öffentlichen Bauwerken und mächtigen, behäbigen,

zweckdienenden Patrizier- und Bürgerhäusern, die alle, besiedlungs- und baugeschichtlich, auf eine sehr alte Tradition zurückblicken können. Sie vereinten einst Menschen und Tiere, Werkstätten und Verkaufsräume unter einem Dach, ihre ursprüngliche Ebenirdigkeit haben sie jedoch schon im späten Mittelalter durch die wirtschaftlich und wohnkulturell bedingte Entwicklung von zwei, drei und mehr Stockwerken weit im Schoße der Zeit hinter sich gelassen. Das Typische ihrer Erscheinung liegt darin, daß ihre Obergeschosse sich über einen hohen, der Landwirtschaft oder dem Gewerbe dienenden Untergeschoß auf ausragenden (vorspringenden) Balkenlagen erheben, also „gestelzt“ sind, und ursprünglich vom Erdboden aus nur über eine äußere Treppe erreichbar waren. Die Ständer der Obergeschosse stehen in der Verlängerung derjenigen des Erdgeschosses und erinnern so allein noch an die alte Einheit der ursprünglichen Bauart, bei der auf starken, früher immer eichenen Grundswellen durch alle Stockwerke durchgängige Ständer mit durchweg hölzernen Verbindungsteilen standen. Die Wände der Untergeschosse wurden einst von übereinanderliegenden, runden oder behauenen Bohlen gebildet, die an den Hausecken und meist auch zwischen denselben in starke, senkrechte Ständer eingzapft waren. Im 16. und 17. Jahrhundert wurden diese Holzwände zur Vermeidung der vom Boden aufsteigenden Feuchtigkeit durch Fachwerkfüllungen und schließlich durch massive Untermauerungen ersetzt und die Treppe zu den oberen Stockwerken in den Flur des Hausinnern verlegt. Die oberen Stockwerke, besonders der erste Stock mit den „guten“ Wohnräumen, haben jedoch teilweise bis zum heutigen Tage ihre besser isolierende und dadurch gut wärmende Holzkonstruktion der Wände beibehalten.

Drei Häuser unserer Vaterstadt stellen besonders auffallende städtische Baudenkmäler dar und bilden typische Vertreter dieser mit dem 16. Jahrhundert zum Abschluß gekommenen Entwicklung. Das Haus „Zum Kleeblatt“ (vgl. Abb. S. 93, das zweite Haus von links), die ehemalige „Evangelische Geschlechter-Trümk-Stuben“ am Marktplatz, kündigt als ursprüngliches Handels- und Patrizierhaus aus der Mitte des 15. Jahrhunderts mit seiner reichen inneren Ausstattung der oberen, vor allem des dritten Stockwerkes mit prächtig geschnitzten Türen, noch heute von der Wohlhabenheit und dem Bürgerstolz seines Erbauers. Das 1890 freigelegte Fachwerkhhaus in der Engelgasse, ebenfalls aus dem 15. Jahrhundert, mit einer breiten und tiefen Tenne im Erdgeschoß, ursprünglich für den Landwirtschaftsbetrieb eingerichtet, und das alte



1. Weberhaus in der Weberberggasse

Weberhaus in der Weberberggasse aus dem 16. Jahrhundert (Abb. 1) mit unverändertem Holzfachwerk, altertümlicher Fachwerkausmauerung, Krüppelwalm und noch erhaltenen tiefen Weberkellern als einstigen Arbeitsräumen, sind die ältesten, würdigsten und besterhaltenen Zeugen aus Biberachs von Bauern- und Gewerbeleiß erfüllter und geschichtlich bewegter Vergangenheit.

Diesen Zeugen alter städtischer Baukultur stehen aber unsere Bauernhäuser im Kreis Biberach an Ursprünglichkeit und Urtümlichkeit in ihrem konstruktiven Aufbau nicht nach. Nur wenige dieser ältesten, bäuerlichen Baudenkmale sind noch verhältnismäßig rein erhalten, und nur eine ganz kleine Anzahl von fachwissenschaftlich geschulten oder künstlerisch interessierten Menschen wissen um ihren unschätzbaren, kulturgeschichtlichen Wert (Abb. 2 und 3).

In den ersten Jahren dieses Jahrhunderts war es, als ein Forscher und Heimatfreund in Schussenried den Zug verließ, der ihn aus seiner norddeutschen Heimat zu den Pfahl- und Moorbauten Oberschwabens geführt hatte, über die schon damals, zwar erst für wenige spürbar, der Atem der Vorzeit wehte, und die heute zu einem vorgeschichtlichen Wunschland ge-



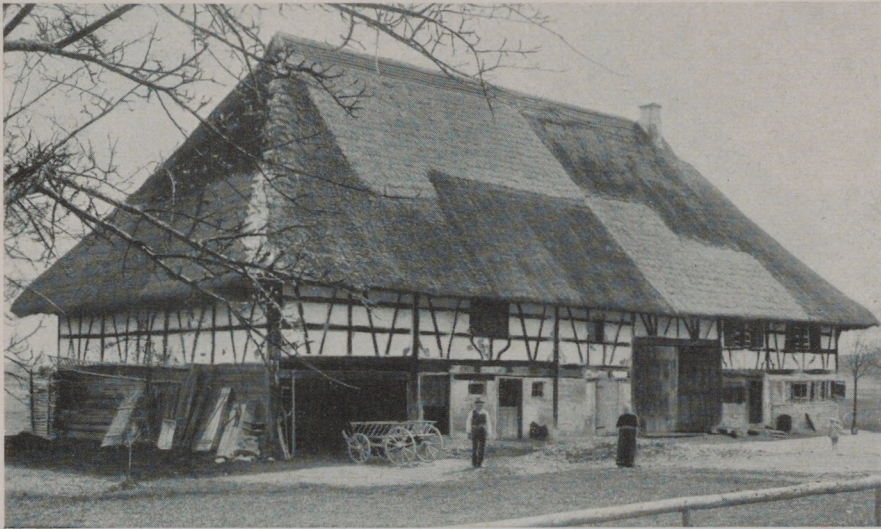
2. „Ausgewaidetes“ altoberschwäbisches Kleinbauernhaus in Kürnbach, Kreis Biberach
Aufnahme: Kolesch

worden sind. Er wandte seine Schritte nicht wie heute wohl die meisten sofort nach Westen zum eigentlichen Ziel seines Forscherdranges, zum Federseeried, sondern nach Osten und Nordosten zu den Seen und Rieden um Olzreute und Schwaigfurt. Als er sich auf diesem Wege Kürnbach näherte, sah er aus den mächtigen, alten Strohhäuben des Ortes Rauch aufsteigen, der, träg und schmutzigbraun sich hinziehend, die hellen Strahlen der Mittagssonne und das lichte, friedliche Bild der oberschwäbischen Landschaft verdunkelte. Die von ihm nach atemlosem Lauf im Bahnhofsgebäude Schussenried alarmierte Feuerwehr mußte dem erschrockenen Gelehrten, nicht gerade freundlich, die natürliche Rauchbildung um die Dächer der alten Häuser erklären.

Mit diesem Vorfall haben wir bereits eines der wichtigsten Merkmale der ältesten Vertreter der altoberschwäbischen „Rauchhäuser“ angedeutet, ihre Kaminlosigkeit. Vergeblich suchen wir bei ihnen nach Küche, Ofen und Schornstein. Auf einer ebenerdig in der Mitte der Futtertenne ausgesparten rechteckigen Stelle oder auf nur leicht erhöhtem Backsteinaufbau brennt offen und ungeschützt das Holz- oder Torffeuer, Kochstelle und Wärmespender in einem. Leichter Rauch ringelt sich durch den ganzen Raum, sucht nach einer Öffnung in der Tennendecke oder entweicht durch die geflochtene und mit Lehm gehärtete „Hurde“ über dem Herd in den Dachraum und von da durch Risse oder Schlitze im Stroh ins Freie. Neben den für uns „moderne“ Menschen buchstäblich die Augen reizenden Nachteilen dieser Einrichtung hatte sie doch damals zwei große Vorteile: Der Rauch über-

zog das Holz der Küche und des Dachstuhls mit Ruß und schützte es gegen Holzwurm und Fäulnis. Außerdem machte er auch die auf dem Boden, im Bühnenraum lagernde Frucht pilzfrei und gesund und so zu einem bevorzugt begehrten Handelsartikel.

Die Grundrißeinteilung dieser altoberschwäbischen Bauernhäuser weicht in einem bemerkenswerten Punkt von der üblichen oberdeutschen Dreiteilung ab, wie sie bei den schwäbisch-alamannischen Einhäusern des Unterlandes und beim Wohnhaus der mitteldeutschen Hofanlage üblich ist. Während hier auf der einen Seite des mittleren Ern-Küchentraktes der Wohnteil, auf der anderen der Wirtschaftsteil, und zwar mit dem Stall beginnend, sich befindet, folgt dort bei den ältesten „Rauchhäusern“ dem Wohnteil unmittelbar die Tenne, an die dann erst der Stall und Schopf sich anschließen. Tenne und Küche waren also bei den ältesten Vertretern dieses Typs identisch, und die Haustüre war zugleich Küchen- und Tennentür in einem. So war es auch und ist es zum Teil noch bei den wenigen ganz alten, noch erhaltenen Höfen im Oberelsaß, bei den Hochstudhäusern des Aargaus und des Berner Mittellandes, seltener im Hotzenwald, wo bei den meisten aber wenigstens noch ein verhältnismäßig breiter Hausgang (= ehemalige Tenne) den Stallteil vom Wohnteil trennt. Die altoberschwäbischen Häuser weisen diese urtümliche Einteilung des Grundrisses so unbedingt auf, daß bei stark erneuerten und oftmals umgebauten „modernen“ Gebäuden ohne sonstige „alte“ Anzeichen bei alleiniger Beibehaltung dieses Grundrisses auf ein ehemaliges „Rauchhaus“ geschlos-



3. Altoperschwäbisches Bauernhaus in Oberessendorf, Kreis Biberach
Aufnahme: Württ. Landesamt für Denkmalpflege

sen werden kann (Abb. 4). Diese Einteilung ist älter als die erstere und entwicklungsgeschichtlich aus dem altoberdeutschen Urhaus, einem Wohnstallhaus mit einem mittleren Herdraum, entstanden zu erklären (Abb. 5, 6). Entscheidend für die Gestaltung und Entwicklung dieses Grundrisses waren die topographischen, klimatischen und landwirtschaftlichen Voraussetzungen, denen die Träger der frühesten planmäßigen und ununterbrochenen Besiedlung seit der Zeit der ersten größeren Rodungen und des alamannischen Ausbaues unterworfen waren. Wir haben diese Anlage deshalb besonders für Hochlagen mit ackerwirtschaftlich verhältnismäßig stark einschneidender Klima-Ungunst, die entweder zu einem ausschließlichen oder teilweisen Überwiegen der Weidewirtschaft über den Ackerbau führte, zu berücksichtigen.

Schwer, mächtig, dunkel und geheimnisvoll lastet das Strohdach über dem vom Alter und den Wettern vieler Jahrhunderte dunkel gebeizten Gebälk. Die ursprünglichen Holzwände aus waagrecht übereinander geschichteten Bohlen sind teilweise noch erhalten, wenn auch mit Kalk verputzt und durch ein zweites Stockwerk in Fachwerkkonstruktion erhöht. Aber nicht sie tragen die Sparren des Daches, sondern starke tannene oder eichene Säulen, in ausgesucht mächtige Bodenschwellen eingezapft, sind seine wichtigsten konstruktiven Elemente. Auf ihnen ruht der First, der Firstbaum, über den zu beiden Langseiten und an den Giebelseiten strahlenförmig unbehauene

Stangen herabhängen, die wiederum ihrerseits die ganze Strohbdeckung tragen (Abb. 7, 8). Diese, die Strohdachhaut tragenden „Rofen“ (ahd. râvo, râfo) sind entwicklungsgeschichtlich viel älter als die Verwendung von „Sparren“ (ahd. sparro), bei denen in ihren scherenartig sich kreuzenden Firstknoten ebenfalls der alte Firstbaum liegen kann. Ein altes elsäbisches Weistum von Bösenbiesen (Kreis Schlettstadt) aus dem 13. Jahrhundert darf Zeuge sein für die frühe Bodenständigkeit dieses Dachgerüsts im alten schwäbisch-alamannischen Besiedlungsgebiet: „Wenne der huber bowen wil sinen bloßen huphof, so sol man ime gen 5 holzer, das ist ein ubertur, ein swelle, ein virstbalch unde zwa sullen“.

Wir können diese Konstruktionsart tatsächlich als eine der ältesten, wenn nicht die älteste ansprechen, die wir überhaupt im deutschen Bauernhaus kennen. Sie ist zum Teil noch heute in den ältesten Siedlungsgebieten Nord- und Mitteleuropas vorhanden, in Skandinavien, in Nord-, Mittel-, Ost- und Südostdeutschland, in Westdeutschland im Hohen Venn und in der Eifel, in Süddeutschland außer in Oberschwaben im badischen Schwarzwald, im schweizerischen Aargau, im Berner Flachland und in Burgund. Ältere und jüngere Ausgrabungen in der Mark Brandenburg, der alten Heimat der suebischen Völker, und in Westfalen haben für die letzten Jahrhunderte vor und die ersten nach Christus bei den aufgedeckten Grundrissen der Häuser eine Lagerung von Pfostenlöchern in der Mittelachse ergeben, die somit auch für

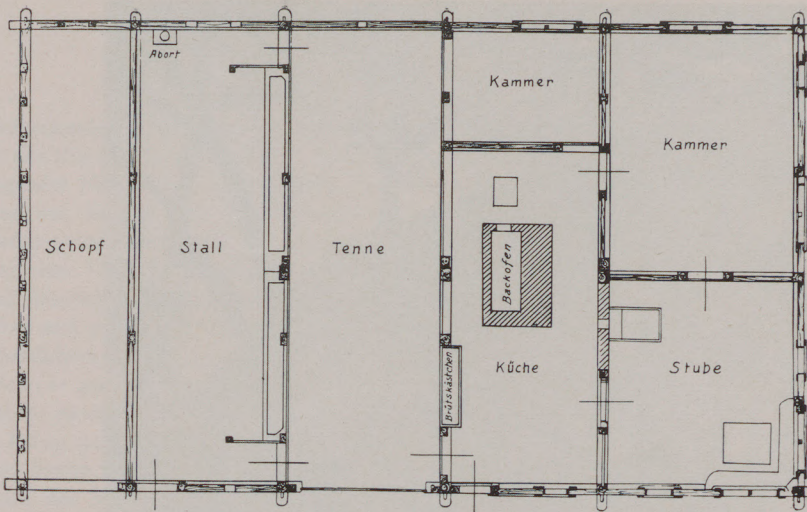


4. Zu einem Doppelwohnhaus umgebautes altoberschwäbisches Bauernhaus in Schweinhausen, Kreis Biberach
Aufnahme: Kolesch

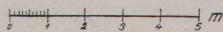
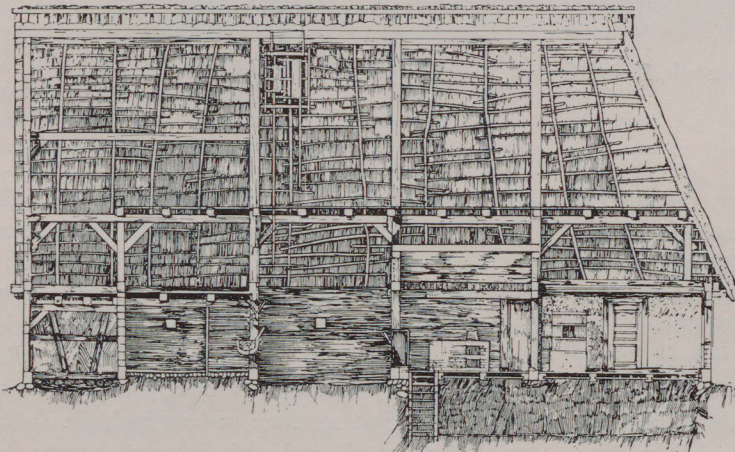
sie Firstsäulen annehmen lassen. Aber auch bereits die ältesten vorgeschichtlichen, von indogermanischen Völkern erbauten Häuser haben diese Konstruktion gekannt. Die Hausurnen aus Leubingen, Helmsdorf und Villingen und Grabbauten zum Beispiel von Jaispitz in Mähren weisen die klassischen Rofendächer mit Firstbaum und Firstsäulen auf. Auch die Ausgrabungen im Federseemoor und am badischen und schweizerischen Bodenseeufener haben in allen Fällen zur Feststellung von Firstsäulen und zur Rekonstruktion von Rofendächern geführt. Otto Gruber nennt in seinem 1926 erschienenen Buch über die deutschen Bauern – und Ackerbürgerhäuser die gemeinsame Grundform des altoberschwäbischen und südschwarzwälder Hotzenhauses als den neben den schweizerischen Beispielen noch am besten erhaltenen Vertretern dieser Säulenhäuser das „südwestdeutsche ebenerdige Urhaus“, und er hat versucht, dieses Haus der geschichtlichen Frühzeit im deutschen Süden und Südwesten nach den Gesetzesbestimmungen der *lex bajuvariorum* zu rekonstruieren (Abb. 9). Diese Rekonstruktion stimmt im Aufriss in weitem Maße mit seinem Urhaus überein; wir hätten also in diesem Zeugnis aus dem frühen Mittelalter den hauptsächlichsten Beweis für sein frühgeschichtliches Vorkommen in der noch heute erhaltenen Frühform auf süddeutschem und in erster Linie schwäbisch-alamannischem Boden. Auch der ahd. Name *māgensul* (=

Kraftsäule), mit dem Notker die Firstsäule bezeichnet (. . . also wir in demo hus heizen māgensul, die meistun sul, dia ih meino diu den first treget . . .), beweist ihr frühes Vorkommen und den hohen Grad ihrer Beliebtheit.

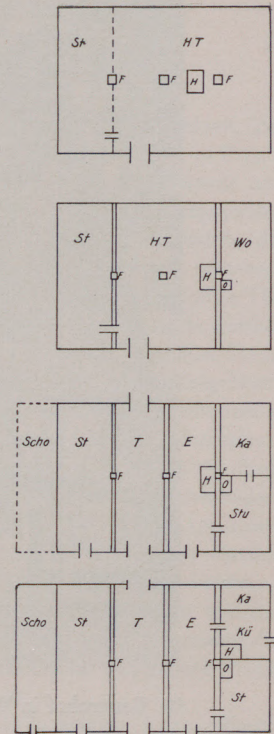
Die Firstsäulen spielen aber nicht nur konstruktiv eine wichtige kulturhistorische Rolle, sondern sie sind bis zum heutigen Tage mit einbezogen in den Glauben und das uralt-überlieferte Brauchtum der Hausbewohner. So bezeugten schon schweizerische Forscher am Anfang dieses Jahrhunderts für das Schweizerhaus des Aaretals Firstsäulen mit an ihnen aufgehängten Roß- und Stierschädeln gegen das „Wetter“, den Blitzschlag, und andere mit geschnitzten Heiligenköpfen; auch im Emmental findet man in sehr alten Häusern, den „Heidenhäusern“ einen Stierschädel an einer „Hochstud“ angebracht. Aus dem Schwarzwald wird von Kofmann und Schilli derselbe Brauch berichtet, und in Oberschwaben habe ich selbst in sechs Fällen Roß- und Stierschädel an Firstsäulen gefunden, die in der Ern-Tennenwand hochführen. Wie im Aare- und Emmental sollen auch in Oberschwaben diese Schädel das Haus vor Blitzschlag schützen. Wenn dazwischen hier auch Heiligen- und Muttergottesbilder an den Firstsäulen aufgehängt wurden, so stellt auch dieser christianisierte Brauch ein durchaus glaubwürdiges Zeugnis für die überlieferte bedeutsame, beinahe kultische Stellung der



6. Grundriß eines abgegangenen altoberschwäbischen Bauernhauses in Kürnbach, Kreis Biberach (aus Bauernhandwerk, Atlas, Württemberg Nr. 1)



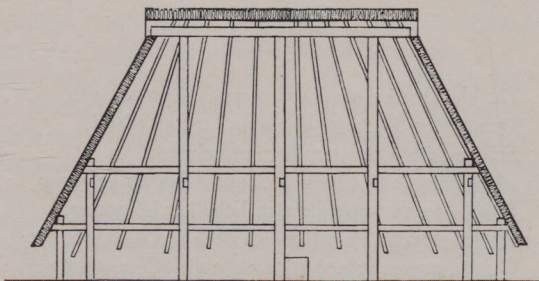
8. Längsschnitt durch ein abgegangenes altoberschwäbisches Bauernhaus in Kürnbach, Kreis Biberach (aus: Bauernhandwerk, Atlas, Württemberg Nr. 1)



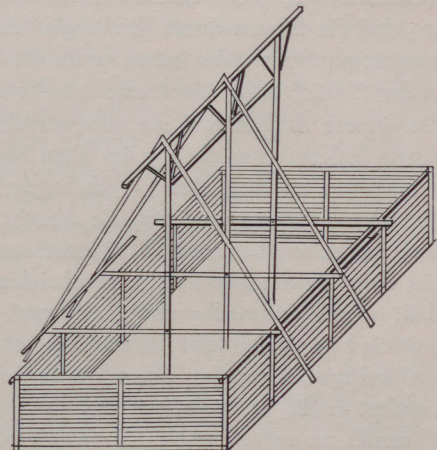
5. Entwicklung des altoberschwäbischen (altoberdeutschen) Mittertenngrundrisses

- F = Firstsäulen
- H = Herd
- HT = Herdtenne
- St = Stall
- O = Ofen
- Wo = Wohnteil
- T = Tenne
- E = Ern
- Stu = Stube
- Ka = Kammer
- Kü = Küche
- Scho = Schopf

(Rekonstruktion nach den Quellen: Kolesch)



9. Längsschnitt durch das rekonstruierte Haus der lex bajuvariorum (nach O. Gruber)



7. „Alemannische“ Dachkonstruktion (nach H. Schwab)



10. Bauernhof in Winterstettenstadt, Kreis Biberach, 18. Jahrhundert

Aufnahme: Retzlaff

Firstsäulen im Glaubensbrauchtum dar. Die althochdeutschen Strafbestimmungen der *lex bajuvariorum* sehen schwere Strafen für eine Beschädigung der Firstsäule vor. Sie genoß zweifellos nach alldem hohes Ansehen und eine weitverbreitete Verehrung, und noch im 15. Jahrhundert hatte nach einem Tiroler Weistum aus dem Jahre 1411 aus Trins bei Steinbach im Wipptal der Fronbote die Abstattung eines Besuches in der Weise zu bezeugen, daß er einen Span aus der Firstsäule des Hauses mitbrachte. Aus dem Elsaß wird noch heute als Überlieferung berichtet, daß die Bauern durch Kirchenglockengeläut zusammengerufen worden seien, wenn die Firstsäulen in der „Schür“ aufgerichtet werden sollten.

Der innere Ausbau und die ackerwirtschaftlich bedingte äußere Vergrößerung der alten Bauernhäuser erforderten zu Ende des 17. Jahrhunderts und im 18. Jahrhundert zwangsläufig die Abkehr von alten und nunmehr überholten Bauüberlieferungen. Das tief über die Stockwerke sich herabziehende Strohdach verschwand mehr und mehr, und hoch und wuchtig beginnt sich jetzt der fünffach vorspringende Fachwerkgiebel aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in die Unendlichkeit des oberschwäbischen Himmels zu recken (Abb. 10). Kunstvoll sind die braun-roten Balken des Fachwerks gefügt, s-förmig

geschwungen bilden sie nach altem Volksglauben die „Feuerlinie“, die vor Feuer und Blitzschlag schützt.

Zwischen den Bedingungen der Natur, den Sorgen des werktägigen Alltages und dem Kulturwillen der Menschen in Stadt und Land spannt sich, geschichtlich gesehen, jenes fruchtbare Kraftfeld, das über Kreis-, Landes- und Staatsgrenzen und wechselvolle Zeiten von Völkerfreund- und -feindschaften hinweg bei aller Eigengesetzlichkeit volks- und landschaftsgebundener Werte der gemeinsamen Urkultur unseres alt-europäischen Erdteils sein ihm eigenes, schöpferisch gebliebenes Gepräge gegeben hat.

XX

An Biberach

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand,
Sei immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor Allen dir gewogen,
Fühlt überall nach dir sich heimlich hingezogen,
Fühlt selbst im Paradies sich doch aus dir verbannt;
O möchte wenigstens mich nicht die Ahnung trügen,
Bei meinen Vätern einst in deinem Schoß zu liegen.

Christoph Martin Wieland

Die Reichsstadt Biberach

Von Erhard Bruder

Gräberfunde deuten darauf hin, daß im heutigen Biberach an der Riß und in unmittelbarer, heute innerhalb Etters liegender Nähe davon eine größere alemannische Siedlung war. Es gibt auch Anhaltspunkte dafür, daß diese Siedlung bald nach ihrer Gründung im 5. Jahrhundert Sitz einer Urkirche gewesen ist. Daraus wird gefolgert, daß Biberach bereits in merowingischer Zeit „ein kirchlicher und politischer Mittelpunkt von erheblichem wirtschaftlichem Einfluß“ war (Thurner).

Wenn es auch die Alemannen im allgemeinen vermieden haben, römische Siedlungen als Wohnsitze zu nehmen, so haben sie doch das gut ausgebaute römische Straßennetz häufig benützt und ihre eigenen Siedlungen in der Nähe der Schnittpunkte von Römerstraßen gebaut. So geschah es auch mit der Siedlung Biberach, deren Name auf Gewässer schließen läßt, die von Bibern bewohnt waren. Noch heute wird der Wolfentalbach gelegentlich Biber-Bach oder auch Biber-Ach genannt. Dieser Bach kommt von Oberdorf (= oberes Dorf) und Mittliberach (= mittleres Dorf) durch das Wolfental und floß einst mitten durch die Stadt (die als unteres Dorf angelegt worden zu sein scheint) in die Riß. Oberdorf, Mitteldorf und Unterdorf lagen an der vom Federsee zu der römischen Festung Kellmünz führenden Straße. Nicht ganz einen Kilometer östlich des Unterdorfes wurde die West-Ost-Straße durch die vom Bodensee über Tettang, Ravensburg, Waldsee kommende und über Äpfingen und Laupheim zum Castell Rißtissen führende Straße gekreuzt; eine weitere Straße zum Castell Emerkingen zweigte innerhalb des jetzigen Stadtgebiets von den beiden Hauptstraßen ab.

Mit dieser Kreuzung und der Abzweigung nach Emerkingen dürfte es zusammenhängen, daß sich das Unterdorf weit schneller entwickelte als das Oberdorf und das Mitteldorf. Aus der Chronik des Otto von St. Blasien ist geschlossen worden, daß Biberach spätestens 1220 Stadt wurde. Im Reichssteuerverzeichnis von 1242 ist Biberach mit einem verhältnismäßig hohen Betrag verzeichnet. Es wird vermutet, daß Biberach Ende der 20er Jahre des 13. Jahrhunderts zur Reichsstadt erhoben worden ist, und zwar durch Friedrich II. von Hohenstaufen. Da keine Urkunden darüber vorhanden sind und da Friedrich II. im Jahre 1250 starb, hat die Stadt Biberach 1950 ihr siebenhundertjähriges Bestehen gefeiert.

Unter den 37 Reichsstädten auf der schwäbischen Bank des Reichstages hat Biberach den 17. Platz eingenommen. Die innere Ordnung der Stadt wurde durch ein blühendes Gewerbe gefördert. Während der Stadtadel vom Ertrag außerhalb gelegener oder auswärtiger Güter behaglich lebte und sich später mit Handel oder mit vielfältigen Amtsgeschäften befaßte, entwickelte sich ein Handwerkszweig zu großer Blüte und überragender Bedeutung: die Barchentweberei, deren Blüte in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts fiel. Ravensburger und Ulmer Handels-

gesellschaften vertrieben den Biberacher Barchent, der auf den Messen in Zurzach, Genf und Lyon, in Frankfurt, Antwerpen und in England gehandelt wurde und den Wohlstand der kleinen Stadt Biberach begründete. Zur selben Zeit, es war im Jahre 1373, wurde die Stadtbefestigung nach Osten hin beträchtlich erweitert. Dazu mußte die Riß umgeleitet und der sumpfige Talgrund trockengelegt und zu Baugelände gemacht werden. In der Nähe der etwa 1250 begonnenen großen Stadtpfarrkirche St. Martin wurden 1377 die Spitalgebäude an der Stelle eines 1290 abgebrannten Barfüßerinnen-Klosters erstellt; das noch heute neben der Stadtpfarrkirche mächtigste Bauwerk der Stadt ist zwar 1516 durch den damaligen großen Brand der Südstadt in Mitleidenschaft gezogen worden – der südliche Flügel brannte aus, aber mitten im Ostflügel, in der damaligen Großen Siechenstube, konnte das Feuer abgefangen werden –, es ist aber sogleich wieder aufgebaut worden und hat alle Kriege und Notzeiten überstanden. 1432 wurden das erste Rathaus und die Schlachtmetzg, das spätere Komödienhaus, gebaut.

Indessen hatten sich im Stadregiment harte Kämpfe abgespielt. Als der aufstrebenden Stadt Biberach 1312 die Freiheiten und Rechte der Stadt Ulm verliehen wurden, blieb die Zunftverfassung ausgenommen. Es kam 1343 zu Unruhen unter den Handwerkern und Bauern, so daß 1344 eine vorläufige Zunftverfassung erlassen wurde. Erst 1374 erhielten die Handwerker endgültig das Recht, sich in Zünften zu ordnen und in gewissem Maße im Stadregiment mitzuwirken; da allein zu der geldbringenden Weberzunft nahezu ein Viertel der Einwohner gehörte, geben die wenigen Sitze, die den Zünften zunächst im Kleinen Rat zukamen, ein eindrucksvolles Bild von der Macht des damaligen Stadtadels.

Auch der „Außenpolitik“ mußten Ratsherren der Reichsstadt ihre große Aufmerksamkeit schenken. Der (im Biberacher Sprachgebrauch stets *der*) Spital besaß nicht weniger als 27 Dörfer, die ungeschützt feindlichen Angriffen offen standen. Diesen großen Besitz mit eigenen Streitkräften zu schützen, war unmöglich. Schon um dieses 1320 an die Stadt übergegangenen Spitalbesitzes willen schloß sich Biberach 1356 dem Bund schwäbischer und rheinischer Städte an und blieb den verschiedenen Städtebünden auch unter deren wechselnder Zusammensetzung angeschlossen. Ohne solche Bündnisse hätten sich nur die allergrößten Reichsstädte behaupten können. Seiner zentralen Lage mitten in Oberschwaben hat es Biberach zu verdanken, daß es oftmals der Ort von Verhandlungen und Bündnissen war.

Die wichtigen Straßen, an deren Kreuzung sich die Stadt Biberach gebildet und ausgedehnt hat, waren nicht nur Handelsstraßen, sondern auch wichtige Heerstraßen. Biberach war in besonderem Maße fremden Angriffen ausgesetzt. Nach dem Schmalkaldischen Krieg kamen

1547 nicht weniger als 35 000 Spanier in die kleine Stadt. Im Dreißigjährigen Krieg war Biberach 16 $\frac{1}{2}$ Jahre von den Kaiserlichen, 2 $\frac{1}{3}$ Jahre von den Franzosen und 2 Jahre von den Schweden besetzt; noch nach dem Friedensschluß, der die berühmt gewordene Biberacher Parität brachte, war eine schwedische Truppe 1 $\frac{1}{2}$ Jahre lang als Besatzung da. Die schon 1574 durch die Pest stark verminderte Bevölkerung hatte 1635 eine zweite große Pestzeit zu überstehen; die 2150 Menschen, die den Dreißigjährigen Krieg überlebt hatten, waren völlig verarmt.

Während der Spanischen Erbfolgekriege in den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts wurde Biberach mehrere Male durch die Franzosen völlig ausgeplündert. Der 1703 und 1704 entstandene Schaden betrug 777 652 Gulden. 1707 mußten wiederum 40 000 Franken Kontribution bezahlt werden. Diese hohen Summen und die Schädigungen am ganzen Besitz von Stadt und Spital betrug weit über 1 Million Gulden. Auf viele Jahrzehnte hinaus war Biberach aufs neue verarmt.

Ein Jahrhundert danach wurde Biberach durch die Koalitionskriege und die Napoleonischen Kriege wiederum heimgesucht. Am 2. Oktober 1796 und am 9. Mai 1800 wurden die beiden Schlachten bei Biberach geschlagen, in denen die Österreicher von den Franzosen besiegt wurden. Als die Reichsstadtherrlichkeit 1802 beendet und Biberach zunächst badisch, 1806 aber im Austausch mit Villingen württembergisch wurde, war es eine kleine Oberamtsstadt, deren Einwohnerzahl 1650 nur

noch 2150, 1700 erst 3200 betragen hatte und 1800 erst auf 4600 angestiegen war, deutliche Zeichen der Drangsale, denen die Stadt ausgesetzt gewesen ist.

Während die kleine Reichsstadt alle Mühe hatte, ihrer Feinde Herr zu werden, und während andere Städte das vielgeplagte Biberach auf dem Wege zu Größe und äußerer Bedeutung hinter sich ließen, scheint es, als ob dasselbe Biberach mit einem goldenen Schimmer begnadet worden wäre wie ein schwerer Tag von einem erlösenden Abendrot. Dieser goldene Schein strahlt aus den Werken hervor, die von den kunstreichen Söhnen der Stadt geschaffen worden sind, aus Werken von unvergänglichem und unsterblichem Glanz. In diesen Werken ist die Seele der alten Stadt verkörpert worden, zwar in tausendfältiger Form, aber doch vereinigt und zusammengehalten von dem Bewußtsein des gemeinsamen Ursprungs. Wirkt das Stadtbild schon in gewissem Sinn als Kunstwerk, so weisen die Werke der Biberacher Maler, Bildhauer und Goldschmiede, der Biberacher Tonsetzer und des Dichters Christoph Martin Wieland weit hinaus in die Bezirke, in denen es weder Mauern noch Grenzen gibt, und wenn am Heiligen Abend das Christkind „herabgelassen“ wird oder in der Mitte des Jahres das „Schützenfest“ zum Sammelpunkt der Biberacher aus aller Welt wird, so sind diese Sinnbilder der Heimatliebe eben dadurch auch Sinnbilder der Heimat im höheren Bezug, daß sie ihren Gehalt aus jenen höheren Bezirken schöpfen und allumfassend das Wesen der Stadt Biberach darstellen.

Biberach — Stadt der schönen Künste

Von Erhard Bruder

Wenn von der Kunststadt Biberach die Rede ist, so kann sich keine Stadt im Schwabenland mit ihr vergleichen. Nur Weimar kann in einem Atem mit Biberach genannt werden und gibt auch Maßstab und Abgrenzung. Die zwar kleine, aber reiche Residenzstadt mit ihrer Herzogin Anna Amalia und ihrem Herzog Karl August, mit Goethe, Schiller und dem Biberacher Wieland, mit einem weltberühmten Hoftheater und vielen Schlössern auf der einen Seite — die kleine, arm gewordene, bescheiden gebliebene schwäbische Reichsstadt mit ihrer verzwickten Regierungsform auf der anderen: Weltweite in der thüringischen Residenz, Enge in der schwäbischen Reichsstadt. Und doch ist diese kleine schwäbische Reichsstadt eine Stadt der schönen Künste geworden.

Einzigster Dichter nur zeugt für sie: Christoph Martin Wieland. Biberach ist seine Familienheimat, er selbst ist im spitälisch biberachischen Dorf Oberholzheim geboren. Mit drei Jahren kam er in die Stadt seiner Voreltern. Und als er nach Studien- und Wanderjahren im Jahre 1760 für rund zehn Jahre ganz nach Biberach kam, als Stadtschreiber, Senator und für einige Monate auch als Komödiendirektor, wurde das heimatliche Biberach der

Ort seines fruchtbarsten Schaffens. Die zweibändige „Geschichte des Agathon“, das Lehrgedicht „Musarion“, die Geschichte von „Don Sylvio von Rosalva“, „Idris“ und die „Komischen Erzählungen“ sind neben der großen Shakespeare-Übersetzung und den Übersetzungen einiger griechischer und römischer Klassiker in Biberach entstanden. Als Theaterdirektor hat er Shakespeare's „Sturm“ zum ersten Male in deutscher Sprache aufgeführt, es war im September 1761.

Der schwäbische Stamm, der so viele große Dichter und Künstler, so viele Gelehrte und Philosophen hervorgebracht hat, ist arm an großen Musikern geblieben. Es gibt aber viele dennoch ansehnliche Tonsetzer im Schwabenland, und Biberach hat auch in dieser Hinsicht zum Ruhme des Landes beigetragen. Thomas Mezler — von Willi Siegele entdeckt und als Biberacher festgestellt — ist 1655 als Zwiefaltener Mönch auf der Pfarrei Dürrenwaldstetten gestorben; er hat einige hörensvalue Chöre hinterlassen. Justin Heinrich Knecht (1752–1817) gehört zu den bedeutenderen schwäbischen Komponisten. Daß von seinen vier großen Symphonien die eine erhalten gebliebene, die er „Das Tongemälde der Natur“ nannte,

in der Musikwissenschaft als Vorläuferin von Beethovens Pastoralsymphonie ihren festen Platz hat, daß die Wissenschaft auch festgestellt hat, daß „Beethovens Gedankengang von Knechts Gedankengang – von der Ausführung gänzlich abgesehen – inspiriert wurde“ (Sandberger), daß Knechts Singspiele den Übergang von den italienischen Singspielen zu den deutschen und zu den immer wieder in Knechts Schaffen auftretenden kleinen Opern bilden – so nannte man damals die Operetten noch ohne die Nebenbedeutung des allzu Leichten und Leichtfertigen –, und daß die Choräle Knechts zwar augenblicklich wegen ihrer großen Bildhaftigkeit nicht streng genug erscheinen, aber dank ihrer ursprünglichen Kraft schon mehrere Strömungen innerhalb der Kirchenmusik überdauert haben und wohl auch die jetzige überstehen werden, das alles ist den zünftigen Wissenschaftlern bekannt und würde es verdienen, zum Allgemeingut der Musikfreunde zu werden. Und daß einige Biberacher Kirchenmusikdirektoren wie Adolf Kaim, August Löhle und Ferdinand Buttschardt zahlreiche Messen, Chöre und Lieder in Knechts Geisteshaltung und doch ganz unabhängig von ihm geschaffen haben, weist Knecht eine tiefere Bedeutung zu. In seinem „Allgemeinen musikalischen Katechismus“ hat der bescheidene und fromme Knecht seine Meinungen über die Tonkunst niedergelegt. Daß er unmittelbar aufeinander folgende diatonische Dreiklänge ablehnt, „weil sie dem Ohr äußerst ekelhaft klingen“ oder daß er vom harmonischen Dreiklang sagt, „daß die Harmonie in der Natur selbst gegründet und die Melodie auf dieselbe gebaut sey“, weist auf die gelassene Ruhe und die heimatliche Weite des oberschwäbischen Raumes und auf die Selbstsicherheit des reichsstädtischen Bürgers, der gewohnt ist, nur dem Kaiser untertan zu sein, und der es wagen kann, verwickelte Theorien beiseite zu schieben und in aller Einfachheit zu sagen: Musik ist „diejenige Kunst, welche sich mit Tönen beschäftigt, um mittelst derselben das Herz zu rühren und das Ohr zu ergötzen“.

Solche Grundsätze lassen sich unschwer auch bei den Biberacher Malern und Bildhauern feststellen. Unter den Malern ragen aus dem 15. Jahrhundert der „Meister vom Mesnerhaus in Biberach“ und Jerg Haspel hervor, aus dem 16. Jahrhundert Jörg Kändel und aus dem 17. als einer der berühmtesten Johann Heinrich Schönfeld, dessen Hauptwerke in Rom und in Augsburg sind, der aber auch für die Klosterkirche in Ochsenhausen ein großes Altarbild geschaffen hat. Von Johann Martin Klauflügel, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts gelebt hat, ist ein gutes Porträt und sind einige etwas steife Szenenbilder erhalten; der bescheidene Mann hatte nicht den Ehrgeiz, ein großer Künstler zu sein, aber er legte Wert darauf, als Bearbeiter und Verfasser von Theaterstücken für die Biberacher Bürgerliche Komödiantengesellschaft etwas zu gelten.

Gegen Ende der Reichsstadtherrlichkeit sind drei große Maler geboren, die den Ruhm ihrer Vaterstadt weithin verbreitet haben. Johann Christian Xeller (1784–1872)

gehört zu den lange Zeit fast unbekannt gebliebenen Malern der Romantik, der erst durch eine sensationelle Börner-Versteigerung 1942 und durch die Ankäufe der größten Museen in seiner Bedeutung als Landschaftler und als Porträtist erkannt und gewürdigt worden ist. Johann Friedrich Dieterich (1787–1846), Porträtist, Landschaftler und namentlich Historienmaler, war zuletzt Professor an der Stuttgarter Akademie. Den größten Einfluß auf die schwäbische Malerei hat jedoch Johann Baptist Pflug (1785–1866) ausgeübt, der nach seiner Akademiezeit in München in seiner Heimat als bescheidener Zeichenlehrer wirkte und dennoch Biberach für eine Reihe von Jahren zu einem Vorort der schwäbischen Kunstausbildung machte. Seine Bilder aus dem schwäbischen Volksleben sind kulturgeschichtliche Zeugnisse ersten Ranges geworden, ganz abgesehen von ihrem hohen Kunstwert. Pflug hat eine ganze Reihe von später sehr bekannt gewordenen Schülern ausgebildet: den Bildnismaler Franz Xaver Müller, den Landschaftler Karl Martini, den Genremaler Karl Göser, der mit etwas derberen Stiefeln in den Spuren seines Lehrers und Meisters wandelte, den Landschaftler und Steinzeichner Eberhard Emminger, den Landschaftler Hermann Volz, den Porträtisten und Genremaler Karl Martin Gramm, Edlen von Ebersberg, und als letzten großen Künstler den Tiermaler Anton Braith. Karl Josef Bernhard von Neher war Schüler von Franz Xaver Müller, also gewissermaßen ein Enkelschüler von Pflug; auch Neher gehört zu den Großen aus Biberach. Er studierte in Stuttgart und München, war, wie Jahrzehnte früher sein Landsmann Xeller, mit Cornelius befreundet und widmete sich, nachdem ihm ein wundervoll beschwingtes Bild wie die „Jordangäste“ geglückt war, vor allem der Historienmalerei; er war Akademiedirektor in Leipzig und Stuttgart und hat das Weimarer Schloß ausgemalt. „Dein Name glänzt unter den leuchtendsten Gestirnen der Kunst!“, rief der Bildhauer Donndorf in seiner Grabrede bei Neher's Bestattung aus.

Pflugs wohl berühmtester Schüler ist Anton Braith geworden. Er ist schon mit 15 Jahren in die Kunstschule Stuttgart aufgenommen worden, nachdem ihn Pflug im Sonderunterricht in seiner Zeichenschule entscheidend gefördert hatte; er studierte später in München und blieb dort wohnen, zusammen mit seinem Freunde Christian Mali. Beide malten Landschaften und Tiere, wobei Mali eine größere Vorliebe für Landschaften, Braith aber für Tiere zeigte. Braith galt Jahrzehnte hindurch als größter Tiermaler, bis später sein Schüler Zügel an seine Seite trat. Die Stadt Biberach hat besonderen Grund, Braith und seinem Freunde Mali dankbar zu sein. Beide haben ihre kostbaren Nachlässe der Stadt für ihr Museum vermacht, und so hat Biberach die nach Stuttgart zweitgrößte Gemäldegalerie des Landes Württemberg erhalten. Leider konnte bisher wegen der geradezu katastrophalen Schulraumnot in Biberach nur ein Teil der Museumschätze ausgestellt werden.

Der von Pflug geschaffenen Überlieferung ist die Stadt Biberach bis heute treu geblieben. Albertus Wirth, Hein-

rich Forscher d. Ä., Christian Weiß, Bonifaz Locher, Anton Baur, Richard Bolkart, Julius Baur, Erwin Hetsch, Paul Beck, Jakob Bräckle, Eduard Schach, Julius Schmid, P. Eginio Manall, Franz Gronmayer, Eugen Breiting, Hanna Ilg und Romane Kaesdorf-Holderried haben sie bewahrt und weitergeführt, ohne sich dadurch beengt zu fühlen; einige von ihnen haben ihre sehr eigenständigen Formen gefunden und behalten.

Eine stattliche Zahl zugezogener Maler fühlte und fühlt sich in der Biberacher Luft wohl: der würdige, vor einigen Jahren verstorbene Professor Ludwig Fahrenkrog und der feurige, leider viel zu früh verstorbene Alfons Knapp, dann Robert Haag, Alexander und Colomba Law von Volborth.

Der Zahl nach traten die Bildhauer gegenüber den Malern zurück. Michael Zeysler, der Meister der Biberacher Sippe, ist einer der größten unter ihnen. Seine Hauptwerke sind in Berlin und Wien; die Biberacher Sippe, nach der er bis zu seiner Entdeckung durch Dr. Gertrud Otto-Memmingen genannt wurde, steht in der Lorenz-Kapelle in Rottweil. Er ist aus Memmingen gebürtig und hat mehrere Jahrzehnte in Biberach gearbeitet. Im Biberacher Museum weist ein kleiner Martinus auf ihn hin. Von Hans Dürner ist noch die prächtige Decke der Schloßkapelle in Heiligenberg erhalten. Die Reihe der neueren Bildhauer wird von Ernst Rau (1839–1875) eröffnet, dessen Marbacher Schiller-Denkmal gerade in den letzten Wochen wieder zu näherer Betrachtung Anlaß gegeben hat. Christian Glöckler führt die Reihe weiter; seine Ritterfigur auf dem Biberacher Marktbrunnen und seine Altarfiguren in der Stadtpfarrkirche weisen ihn als sicheren und reifen Meister aus. Friedrich Thuma d. Ä. ist durch religiöse Arbeiten bekannt geworden, sein nun auch 82jähriger Sohn Friedrich Thuma, von dem z. B. in der Biberacher Stadtpfarrkirche ein stark beachteter Martinus steht und der auch das Erzberger-Grabmal geformt hat, hat sich in den letzten Jahren mit erstaunlichem Eifer und ganz jugendfrischer Kraft den Problemen der neueren Malerei zugewendet. Von dem früh verstorbenen Adolf Közle sind sehr gute Porträtsplastiken vorhanden. Zu den Großen darf Walter Ostermayer gerechnet werden, dessen beide Eltern alten Biberacher Familien entstammen. Er hat in seinem umfangreichen Werk nicht allein die Überlieferungen, sondern auch die zu seiner Zeit herrschenden Richtungen weit hinter sich gelassen und ist zum Wesen der Dinge vorgedrungen, es in seiner ganz eigenständigen Art zu gestalten. Seine straffe und doch ungemein gelöste Geschlossenheit zeigt sich in kleinen und in monumentalen Bildwerken gleichermaßen beglückend. Auf ähnlichen Wegen wie dieser leider so früh Verstorbene geht Georg Lesehr in seinen Bildwerken meist religiösen Inhalts; auch er hat die Gabe, in das Wesen der Dinge zu dringen und es zu gestalten. Hanna Ilg zeigt in ihren Plastiken eine weichere, sehr fraulich wirkende Note.

Einst wurden die Edelsteinschneider und Goldschmiede zu den Künstlern gerechnet. Wenn es sich um einen so genialen Goldschmied handelt, wie Johann Melchior

Dinglinger einer war, der von seinen Zeitgenossen als „genialster Goldschmied aller Zeiten“ gepriesen, von einem Kaiser und von vielen Fürsten besucht wurde und dessen vielfigurige Bildwerke im Grünen Gewölbe in Dresden zu den erlesensten Kostbarkeiten gehörten, so wird man nicht allein in Dresden, wo er als Hofgoldschmied Augusts des Starken wirkte und nach seinem Tode als „ein Künstler, der seinesgleichen nicht gehabt, ein Wunder der (= für die) Nachwelt, ein Pan aller Künstler Europas“ gerühmt wurde, seiner gedenken, sondern auch in Biberach, der Stadt seiner Geburt, seiner Jugend und seiner handwerklich-künstlerischen Ausbildung. Die Entwürfe seiner Bildwerke sind echte Kunstwerke; daß er sie nicht in Farben und auf der Leinwand in die Wirklichkeit übersetzte, sondern in Gold und Silber und mit unzähligen Edelsteinen, die er selbst zu schneiden pflegte, ist eine Frage des Materials, die unterhalb der eigentlichen künstlerischen Schöpfungen steht. – Zwei weitere Edelsteinschneider haben sich als vielgerühmte Kleinplastiker hervor getan: der sein Leben lang in Biberach gebliebene Johann Christoph Schaupp, dessen in Karneol geschnittene rund zweihundert Kameen mit den Bildnissen europäischer und asiatischer Herrscher ein Lebenswerk darstellen, und Lorenz Natter, der an allen größeren Höfen Europas arbeitete und um den sich die Mächtigen seiner Zeit bemüht haben, ein Edelsteinschneider und Medailleur, dessen Gemmen und Kameen zu den erlesenen Kunstwerken gerechnet werden.

Von dem großen Werk Dinglingers sind nur Abbildungen im Biberacher Museum vorhanden. Die Schätze des Dresdener Grünen Gewölbes sollen 1945 auf dem Transport nach Rußland in Polen verloren gegangen sein. Damit ist auch Dinglingers Lebenswerk verloren.

Weimar und Biberach – große und kleine Kunststadt von gleichwohl hohem Rang. Wieland hat Weimar entscheidend befruchtet und gefördert und den Boden für Goethe und Schiller bereitet. Karl Josef Bernhard von Neher hat das Weimarer Schloß ausgemalt. Weimars Bedeutung hat die der kleinen alten Reichsstadt weit übertroffen. In neuerer Zeit hat es mit seinem in Weimar gegründeten, später nach Dessau verlegten Bauhaus entscheidend in die Entwicklung der modernen Kunst eingegriffen. Biberach ist in seinem Rahmen geblieben. Von den Neueren gehen nur Jakob Bräckle und Romane Holderried unbeschränkte Wege, wie sie Walter Ostermayer gegangen ist und auch Georg Lesehr zuweilen betritt.

Justin Heinrich Knecht hat mit seinem Wort über die Musik, „das Herz zu rühren und das Ohr zu ergötzen“, die Erklärung für dieses Beharren gegeben. Das Wort kann auch auf den Dichter und auf die Maler und Bildhauer übertragen werden: die Kunststadt Biberach steht auch heute dem Leser, Beschauer oder Hörer als eine Stätte der Musen gegenüber, die keinen anderen Ehrgeiz hat als den heutzutage sehr bescheidenen: das Herz zu rühren und den Geist, das Auge und das Ohr zu ergötzen.

Von der Leistung Biberachs in der mittelalterlichen Wirtschaft

Von Hektor Ammann

Zu den großen Wirtschaftsplätzen des deutschen Mittelalters hat Biberach nicht gehört. Das wohl erhaltene, stattliche Bild der Stadt zeigt uns noch deutlich genug die erst zu Anfang des 15. Jahrhunderts zum Abschluß gelangte mittelalterliche Ausdehnung der Altstadt und Vorstadt. Mit rund 20 ha bebauter und ummauerter Fläche ist Biberach zu den kleinen Mittelstädten nach mittelalterlichen Begriffen zu rechnen und dürfte 3000 Einwohner nicht wesentlich überstiegen haben. Es war damit ziemlich kleiner als Ravensburg und Memmingen, größer als Isny, Wangen und Leutkirch, viel kleiner als Ulm oder gar Augsburg, das mit seinen 180 ha Fläche und über 20 000 Einwohnern zu den Großstädten in dem Deutschland vor einem halben Jahrtausend gezählt hat. So lebte und strebte Biberach in einem bescheidenen Rahmen, hat aber trotzdem gerade wirtschaftlich etwas geleistet und einen gewissen Ruf erlangt.

Freilich ist diese Leistung recht schwer genauer zu erfassen. Das Archiv der Stadt hat die Masse der mittelalterlichen Quellen verloren und dabei gerade jene Quellengattungen, die die notwendige breite Fülle von wirtschaftlichen Einzelheiten bringen könnten, fast vollständig: Ratsprotokolle, Gerichtsbücher, Steuerbücher, Stadtrechnungen, Kaufhausbücher, Zunftakten. So muß man die spärlichen noch vorhandenen Angaben denn aus fremden Archiven zu ergänzen suchen. Dabei ist mancherlei zu entdecken, aber es handelt sich hier doch nur um Einzelstücke, die der Zufall erhalten hat und die den Verlust der eigenen Quellen der Stadt nie zu ersetzen vermögen. So bleibt das noch erarbeitbare Bild lückenhaft und zufällig. Über die Umrisse hinaus dringt man selten zu lebensvollen Einzelheiten vor. Zudem bleibt unser Wissen sozusagen völlig auf die beiden letzten Jahrhunderte des Mittelalters beschränkt, das 14. und 15. Wir wissen so gerade über die Anfänge der Biberacher Wirtschaft sehr wenig, vermögen aber die Blütezeit einigermaßen zu erfassen. Damit muß man sich eben abfinden, während etwa in Köln oder gar in Genua schon das 12. Jahrhundert lebendig vor uns steht.

So wissen wir sozusagen nichts über die um 1190 sicher vorhandene Marktsiedlung Biberach, wenig über die vollentwickelte Stadt des 13. Jahrhunderts. 1219 wird zuerst ein Biberacher, und zwar wohl ein Kaufmann, genannt. Münzen sind seit dem Ende des 12. Jahrhunderts bekannt, das Maß erscheint 1279, das Gewicht 1283. Einzelne Handwerker tauchen auf, aber erst die Tatsache der Einführung einer Zunftverfassung 1344 läßt uns ein starkes Gewerbe erkennen. Von den sieben Zünften weist eine, die Weberzunft, auf eine Sonderentwicklung hin, während im übrigen nur die lebensnotwendigen Gewerbe einer mittelalterlichen Stadt hervortreten.

Die Wirtschaftsleistung der Stadt knüpft denn auch im wesentlichen an die Weberei an, soweit sie den Rahmen einer kleineren Marktstadt übersteigt. Sie gliedert sich damit völlig ein in die Leistung der ganzen oberschwäbischen Landschaft, in der recht früh die Leinenweberei gepflegt wurde. In ganz Oberschwaben und darüber hinaus auf dem schweizerischen Südufer des Bodensees und auf dem Nordufer der Donau wurde überall Flachs gepflanzt, gesponnen und gewoben, und zwar in Stadt und Land. Spätestens zu Anfang des 12. Jahrhunderts entstand daraus eine Ausfuhrindustrie, die mit ihren Erzeugnissen ganz Europa, das ganze Mittelmeerbecken und sogar den weiten Orient erreichte. Italienische, besonders Genueser Nachrichten zeigen uns schon um 1200 diesen Stand. Er wurde durch Jahrhunderte und über das Mittelalter hinaus festgehalten; die Leinenindustrie des Bodenseegebiets bildete einen frühen und dauerhaften Aktivposten der mittelalterlichen deutschen Wirtschaft. Das Land lieferte dabei den Rohstoff und die breite Masse der Arbeitskräfte. Die Städte besorgten die marktfähige Zubereitung der Waren, besonders mit Bleichen und Färben, und ihren Vertrieb. Ihre Entstehung und Entwicklung, vor allem der Aufstieg einer verhältnismäßig erheblichen Anzahl von ihnen zu einer mehr als landschaftlichen Bedeutung ist mit der Leinenindustrie aufs engste verknüpft.

Das gilt sicher auch für Biberach, wenn auch hier die einzelnen Schritte der Entwicklung nicht zu erkennen sind. Die Biberacher Leinwand hat als eigene Marke keine besondere Bedeutung erlangt, wenn sie auch immer wieder einmal in der Ausfuhr erwähnt wird, bis ins 16. Jahrhundert hinein. Das ist zweifellos dadurch bedingt gewesen, daß die Stadt frühzeitig den zweiten Schritt in der Entwicklung des Leinenbezirks mitgemacht hat, nämlich den Übergang zur Barchentweberei. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts scheint man in Augsburg und Ulm dieses Mischgewebe aus Leinen und Baumwolle zuerst im großen hergestellt zu haben. Die Anregung brachte zweifellos der Fernhandel nach Italien, wo dieses Gewebe in Mailand und anderen Städten schon im 12. Jahrhundert Bedeutung erlangt hatte. Es bildete sich nun in der Nordosthälfte des Leinenbezirks ein Barchentgebiet, zu dem auch Biberach gehörte. Und beim Barchent nun hat die Stadt ihre eigene Marke ausgebildet und ihr europäischen Ruf verschafft. Wurde der oberdeutsche Barchent überhaupt in kurzer Zeit eine Ausfuhrware von ähnlicher Bedeutung und Reichweite wie die Leinwand, so trifft man nun auch den Biberacher Schürllitz auf den entferntesten Märkten an. Wohl war die Augsburger und die Ulmer Ware bekannter, auch höherwertig, aber trotzdem hat sich das Biberacher Erzeugnis neben ihnen

immer behauptet und mit ihnen den Weg in alle Welt hinaus gefunden. 1386 finde ich ihn zuerst genannt, und zwar in einem Prager Stadtbuch: 6 stamina Biperaci coloris, das sind 6 Stück Biberacher farbigen Barchents auf diesem immerhin entfernten Markt. 1409 hat Basel zur Förderung seiner vorübergehend nicht unbeträchtlichen Schürliitzweberei das Biberacher Schauzeichen übernommen, was für dessen gesicherten Ruf bezeichnend genug ist. Von da an begegnen wir dem Biberacher Barchent immer wieder in allen Teilen Oberdeutschlands in den Städten, in den Rechnungen der Klöster usw. Im Kloster Salem, in Konstanz, in Zürich, Basel, Schaffhausen, Glarus, Freiburg im Uechtland, Sitten z. B. habe ich ihn gefunden. Im Südwesten drang er über die Messen von Genf und später Lyon bis nach Spanien vor. Im Nordwesten erreichte er über die Messen von Frankfurt die Niederlande. 1465 führten ihn die Meuting von Augsburg auf die Märkte von Antwerpen. Von dort war die Straße nach England geöffnet. 1508 war er hier durchaus gängig und noch am Ende des 16. Jahrhunderts wurde er über das jetzt hoch gekommene Hamburg nach England ausgeführt. Man sieht, daß man es wirklich mit einer internationalen Ware zu tun hat, die ihren Ruf lange zu wahren verstand.

Vom Barchent wurde denn auch die Biberacher Wirtschaft jener Jahrhunderte geprägt. Er mußte ja nicht nur verfertigt werden, was die Stadt genau überwachte und mit ihrem Schauzeichen garantierte, sondern es mußte auch der eine Rohstoff, die Baumwolle, aus der Ferne herbeigeschafft, das Erzeugnis aber in alle Himmelsrichtungen vertrieben werden. Das schuf den Biberacher Fernhandel und machte ihn ebenso lebenskräftig wie unentbehrlich, solange die Wirtschaft der Stadt gesund war. Natürlich war in Biberach ein ansehnlicher Nahhandel vorhanden, wie ihn jede Marktstadt von einiger Bedeutung unterhalten mußte. Die Versorgung der Stadt und ihres engeren und weiteren wirtschaftlichen Hinterlandes samt den benachbarten Kleinstädten mit den mannigfachen notwendigen Fremdwaren wie Salz, Wein, Metalle, Tuch usw., dann der Absatz der überschüssigen Erzeugnisse des eigenen Wirtschaftsbereiches bedingte diesen. Er fand mit den benachbarten großen Städten wie Ulm, Augsburg, Konstanz statt, dann mit den Weingebieten im Elsaß, in Schwaben, am Bodensee, den Salinen von Reichenhall, mit Nürnberg als Hauptsitz des Metallgewerbes. In diesen Zusammenhang gehört auch der Verkehr auf den erreichbaren Messen hinein, etwa den von Nördlingen oder Zuzach oder den schon entfernteren von Frankfurt am Main. So sah übrigens damals der Handel jeder einigermaßen ansehnlichen Stadt Oberdeutschlands aus.

In den eigentlichen, nur von einer beschränkten Zahl von Städten betriebenen Fernhandel führten die Biberacher Kaufleute jedoch die gebietlichen Bedürfnisse ihrer Industrie. Den Rohstoff, die Baumwolle, beschafften sie aus Italien, vor allem von Venedig her. Vereinzelt begegnen uns Biberacher Kaufleute sowohl in dem von

Deutschen über die Tiroler Pässe in großer Zahl aufgesuchten Venedig wie in dem über die Bündner Pässe erreichten wirtschaftsmächtigen Hauptplatz der Lombardei, in Mailand. Ein günstiger Zufall zeigt uns dann in den erhaltenen Büchern des Kaufhauses der Soranzo in Venedig um 1420 gleich eine ganze Schar von Biberachern als Kunden; sie kauften in der immer noch die erste Pforte zum Orient für ganz Europa bildenden Stadt alle Baumwolle ein. Sie taten damit nur das, was alle Barchentstädte von Ravensburg bis hinauf nach Nördlingen taten und tun mußten; so kann man annehmen, daß es durchaus regelmäßig geschah.

Wie weit dafür etwa auch das Erzeugnis Biberachs als Gegenfracht über die Alpen ging, habe ich bisher nicht feststellen können. Ein Vertrieb nach Italien ist wahrscheinlich, da er nach Südwesteuropa, also dem Westteile des Mittelmeergebiets, regelmäßig erfolgte. Dorthin brachten Biberacher Kaufleute ihren Barchent selber, wenigstens bis auf die großen Messen in Genf. Ich habe solche Biberacher überall in der Schweiz gefunden, in Genf sogar in erheblicher Zahl. Sie erreichten dort die Verbindung mit Südfrankreich und Spanien, die wohl den Biberacher Barchent dorthin führte. Kaufleute der Stadt sind hier allerdings bisher nicht nachzuweisen gewesen. Als aber die Genfer Messen um 1464 durch die Wirtschaftspolitik König Ludwigs XI. von Frankreich vom Westen abgeschnitten wurden und damit ihre wichtige Mittlerstellung verloren, zögerten die Biberacher nicht, nach Lyon zu ziehen und nunmehr dort die Fäden nach dem Südwesten wieder aufzunehmen.

In ähnlicher Weise dienten den Kaufleuten der Stadt die Messen von Frankfurt dazu, ihrem heimischen Erzeugnis durch die zahlreichen Besucher aus den Niederlanden den Weg nach Nordwesten zu öffnen. Sie selbst habe ich auf den großen Brabanter Messen bisher nicht angetroffen, wohl aber ihr Erzeugnis im Vertrieb in den Niederlanden selbst, wie auf dem Wege nach England. Nach Nordosten bildeten die Nördlinger Messen und dann der große Ausstrahlungspunkt Nürnberg die Vermittler. Im Osten, der Donau entlang, sind mir bisher die Biberacher nicht begegnet.

Insgesamt bietet uns so das mittelalterliche Biberach das Bild einer Industrie- und Handelsstadt von recht deutlicher Prägung. Freilich muß man sich hüten, die Bedeutung der Stadt zu überschätzen. Gerade im Fernhandel zeigt es sich, daß die Biberacher doch nicht so umfassend tätig waren wie etwa die Bürger von Konstanz oder Ravensburg, die der ausgesprochenen Leinenstädte Kempten und Isny, der Barchentstädte Memmingen und Nördlingen oder gar die Kaufmannschaft der großen Plätze Ulm und Augsburg. Aber wenn auch das Feld der Kaufleute enger war, so bildet Biberach trotzdem ein beachtliches Glied der ausgesprochensten Industrie- und Exportlandschaft des deutschen Mittelalters, eben Oberschwabens.

Das zeigt sich auch in der Tatsache, daß in Biberach, wie überall im Leinenbezirk, die Stadt von den im Wirt-

schaftsleben führenden reichen Kaufmannsfamilien beherrscht wurde und daß wir auch hier die Zusammenfassung der wirtschaftlichen Kräfte in ansehnlichen Handelsgesellschaften, vielfach Familiengesellschaften finden. Die politische Rolle wie die gewaltige wirtschaftliche Macht der Handelsgesellschaften der Welsler in Augsburg, der Besserer in Ulm, der Humpiss in Ravensburg, der Vöhlin in Memmingen, der Vogt in Kempten, der Watt in St. Gallen sind bekannt genug. Von den führenden Familien Biberachs finden wir die Gräter im 14. Jahrhundert im Barchenthandel, die Glock im 15. in Venedig, die Schad im 14. in Frankfurt, die Brandenburg im 15. ebenso. Vor allem aber treffen wir die Brandenburg, Weißhaupt, Scherrich und Bruder im 15. Jahrhundert als Glieder einer bedeutsamen Reihe von Handelsgesellschaften. Deren Entstehung, Aufbau und Wandlungen können wir im einzelnen nicht feststellen, aber doch erfahren wir allerhand. Träger der Gesellschaft scheinen die Brandenburg und die Weißhaupt gewesen zu sein, von den Weißhaupt erhielt sie meist den Namen. Johann und Eberhart Brandenburg handeln bereits 1429 auf der Frankfurter Messe. Martin Weißhopt und seine Gesellschaft taucht zuerst 1449 in Basel und auf der Augustmesse in Genf, gleichzeitig aber auch auf der Nördlinger Messe auf. In Nördlingen können wir dann Martin immer wieder als Messegast feststellen, so 1451, 1469–1470. Vor allem aber treffen wir ihn und seine Gesellschaft auf der großen Straße nach dem Südwesten an. Es sind die in Freiburg im Uechtland vorhandenen Notare, die uns allein für die Jahre 1456–1466 rund 70 Belege für die Handelstätigkeit der Weißhauptgesellschaft in Freiburg selbst, auf der Zurzacher Messe, auf

den Genfer Messen, nach Sitten im Wallis liefern. Die Gesellschaft liefert den Freiburger Webern sehr viel Wolle, macht aber auch die verschiedensten anderen Geschäfte. Neben Martin Weißhaupt selbst handeln für sie Hans Bruder von Biberach, Franz Müller, dann Heinrich Scherry und sein Bruder Hunbertus von Biberach, schließlich Johannes Hummel von Geislingen. Die enge Verbindung der Gesellschaft mit der Stadt Freiburg hat sie dann auch veranlaßt, jährlich für den Ausbau des Nikolausmünsters eine Spende zu bewilligen. Aus den Rechnungen der Münsterfabrik lernen wir so 1471–1474 noch einmal Martin Weißhaupt als Träger der Geschäfte kennen, dann 1476–1484 Heinrich Scherrich, 1487 Wilhelm Weißhaupt und am Anfang des 16. Jahrhunderts Jeronimus Scherrich. Man erkennt so das Nachrücken der jüngeren Generationen der Weißhaupt und Scherrich in der Gesellschaft. Was wir so alles durch einen günstigen Zufall aus dem Freiburger Archiv erfahren, wird durch einzelne Nachrichten aus Basel und Zürich, aus Frankfurt und Nördlingen ergänzt. Eine einheimische Urkunde zeigt uns dann, daß auch die Brandenburg an der Gesellschaft beteiligt waren: 1469 stifteten Eberhart Brandenburg, Bürgermeister, und Martin Weißhaupt in der Pfarrkirche eine Kapelle ihrer Gesellschaft, wie das auch die Humpiss und Vöhlin in Ravensburg und Memmingen getan haben. Die Brandenburg werden auch ihrerseits noch in Lyon und Genf im Handel erwähnt. So sehen wir das Patriziat von Biberach führend im Handel, sehen eine große, im einzelnen noch fast unbekanntes Gesellschaft in weitgespannter Tätigkeit während mehr als einem halben Jahrhundert. Ein bezeichnendes Bild oberdeutscher Wirtschaftsleistung des Mittelalters!

Die wirtschaftliche Bedeutung des Kreises Biberach

Mannigfaltigkeit, Tradition und modernes Industriedenken

Von Klaus Holtermann

Die Freie Reichsstadt Biberach an der Riß entwickelte sich schon im Mittelalter zu einem wichtigen gewerblichen Mittelpunkt und neben Ravensburg zur bedeutendsten Verkehrsstadt Oberschwabens. Der Handel, insbesondere mit Leinwand, erstreckte sich seit dem 14. Jahrhundert bis nach Venedig und anderen wirtschaftlichen Zentren. Biberacher Barchent ging in alle Welt. Gewerbe und Handwerkszweige waren stark entwickelt. Die bedeutendste Zunft repräsentierten die Weber, die um 1500 etwa 400 Webstühle in Betrieb hatten und die eine Zeitlang ein Viertel der Bevölkerung ausmachten. So ist auch heute noch die Textilindustrie in der Kreisstadt führend. Daneben entwickelten sich in besonderer Weise der Maschinenbau und die chemisch-pharmazeutische Industrie sowie die Dentalmechanik.

Die Vielfalt der Wirtschaft des Kreises Biberach kommt aber erst in Verbindung mit den verschiedenen Gemeinden seiner Umgebung zustande. Ummendorf mit auffallend vielen milchwirtschaftlichen Produktionsstätten, holzverarbeitenden Betrieben, ebenso Warthausen und Ochsenhausen als Sitz je einer Brauerei liegen noch im unmittelbaren Einzugsgebiet der Kreisstadt. Schussenried, von den Kreisgrenzen Ravensburgs und Saulgaus umgeben, verfügt über Eisen- und Stahlproduktion und widmet sich für den eigenen Hausbrand und für Verwendung als Stallstreu der Torfgräberei. Tannheim und Rot an der Rot mit Molkereien und Holzunternehmungen liegen am anderen Ende des Kreisgebietes an der bayerischen Landesgrenze. Laupheim bildet schließlich mit Untersulmetingen, Großschafhausen, Schwendi, Wain

und Kirchberg ein weiteres industrielles und gewerbliches Ansiedlungsgebiet im Kreis. Eisen-, Stahl-, Blech- und Metallwaren, Holzwerkzeuge, Bekleidung und Pharmazeutika sind bekannte oberschwäbische Erzeugnisse, die hier ihren Ursprung haben. Lederverarbeitung, Elektrotechnik, Maschinenbau, Baustoffbetriebe, Holzbe- und -verarbeitung, wenn auch oft nur in kleinen Unternehmungen zu Hause, zeugen auch hier für die breite Basis gewerblicher und industrieller Erzeugung.

Der landwirtschaftliche Hintergrund mit den ergiebigen Flächen der Kreise in unmittelbarer Nähe auf württembergischem und bayrischem Gebiet hat erst zu der Krisenfestigkeit des Bezirkes auch in besonders anfälligen Kriegszeiten geführt. Freilich hat die Nähe Ulms Wirtschaftsverbindungen geknüpft, die die industrielle Bedeutung Biberachs an die Geltung der Kreise Ravensburg und Tettng herangebracht hat. Aber auch aus eigener Stärke und Initiative entstand in der jüngsten Zeit ein Industriestandort, der als Vorbild für Aufbauarbeit hingestellt werden kann.

Die Entwicklungsreihe der Industriebeschäftigten im Kreis Biberach sucht in Baden-Württemberg ihresgleichen. Bei der Währungsreform wurden rund 4000 Beschäftigte gezählt. Im August 1949 waren es bereits 6000. Die 7000-Zahl wurde im September 1952 überschritten. Im III. Quartal 1954 verdoppelte sich bereits die Beschäftigtenzahl gegenüber der Währungsreform. Heute kann man eine Beschäftigtenzahl in der Industrie von über 8300 annehmen.

Nun darf man sich diese Entwicklung nicht gradlinig vorstellen. Große Einbrüche in der Beschäftigung waren in den Jahren 1950 bis 1951 im Anschluß an die Korea-Krise erkennbar. Die industrielle Struktur des Kreises ist durch das Textil- und Bekleidungsgerwerbe mit der Seidenfabrikation, durch die Nahrungsmittelfabrikation, durch den Maschinenbau, die Sägerei und Holzbearbeitung bestimmt. Diese erneute Feststellung soll die Aufmerksamkeit auf den oftmals labilen Entwicklungsgang in diesen Branchen lenken. Die Textil- und Bekleidungsindustrie verzeichnete in den Zentren Südwürttembergs beträchtliche Schwankungen, die in der Seidenindustrie zu einer immer stärkeren Abflachung auch der Saisonkurven führte. In der Branche der Holzverarbeitungsmaschinen in Laupheim ergaben sich eine Zeitlang ähnliche Verhältnisse. Auch hier bestanden große Absatzsorgen in einer Zeit, in der die Möbelindustrie noch auf Kundenschaft wartete. Erst mit der Konjunktur im Wohnungsbau hat sich auch die Lage in den Investitionsgüterparten des Kreises Biberach verbessert.

Durch eine stetige Entwicklung war die Lage in der Nahrungsmittelindustrie gekennzeichnet, ohne daß dadurch die Gesamtentwicklung beeinflußt werden konnte. Eine Verbreiterung der Industriestruktur des Kreises Biberach durch Neuansiedlung von Unternehmungen war anzustreben.

Die Überprüfung allein einer Liste der Flüchtlingsbetriebe im Kreis Biberach zeigt deutlich den Zuwachs von neuen

Geschäftsunternehmungen, die das Wirtschaftsbild bereichern. Man findet darunter Branchen aller Art. Außer der Fabrik dentaler Maschinen und Instrumente, die aus Potsdam stammt, und außer der Neugründung der sehr bedeutenden chemisch-pharmazeutischen Fabrik sind kleinere und mittlere Betriebe aus dem Bereich der Textil- und Bekleidungsindustrien, der Holzverarbeitung, der Christbaumschmuck-Fertigung, der Nahrungs- und Genussmittelparten und einige Besonderheiten zu nennen. Aus den verschiedensten Ursprungsländern des Ostens fühlten sich die neuen Unternehmer vom Oberland und vom Kreis Biberach angezogen. Auch neue Handwerker und Handelsleute ließen sich hier nieder und bereicherten das Wirtschaftsleben.

So ist es zu einer besonders wirkungsvollen Geschäftstätigkeit im Kreis Biberach gekommen. In den einzelnen Kreisen des Oberlandes ergaben sich nach der Industriestatistik von 1954 je nach der Struktur der Industrie Unterschiede in den erzielten Umsätzen und auch in den Veränderungen gegenüber 1953. Der Kreis Ravensburg wartete 1954 zum Beispiel mit einem Umsatzergebnis von rund 244 Mill. DM auf. Damit wurde das Umsatzvolumen von 1953 um 11% übertroffen, womit nahezu der Landesdurchschnitt von 12% erreicht wurde. An zweiter Stelle in der Rangliste der Umsatzergebnisse stand bereits der Kreis Biberach mit einem Volumen von 163 Mill. DM. Durch die Tätigkeit der verstärkten Wirtschaft zeigte sich eine Expansion, die alle anderen aufbauwilligen Kreise des Oberlandes wie zum Beispiel auch den Kreis Tettng-Friedrichshafen in den Schatten stellte. Die Zuwachsquoten betragen im Kreis Biberach gegenüber 1953 24%. Wenn man die Liste der Kreise von Baden-Württemberg durchgeht, so wird man nur wenige mit gleichen oder noch höheren Fortschrittsraten finden können. Gleiche Quoten hatten lediglich die Kreise Böblingen und Künzelsau; höhere Werte nur noch die Kreise Sigmaringen und Kehl.

Der Kreis Biberach zeigt aber auch eine auffallende Exportkraft. Die Exportumsätze beliefen sich im Kammerbezirk Ravensburg mit den Kreisen Ravensburg, Wangen, Tettng, Saulgau und Biberach insgesamt auf rund 69 Mill. DM. 1954 wurden insgesamt um 7% mehr Auslandsgeschäfte getätigt als 1953. Während nun die Ausfuhren des Kreises Ravensburg zurückgingen, zeigte der Kreis Biberach seine besondere Wirkungskraft in einer Exportausweitung von 84%, die in Baden-Württemberg nur von drei Kreisen überboten wurde, ohne daß aber ähnlich gleichwertige Mengenumsätze erreicht wurden. Der Kreis Biberach ist mit einer Jahresausfuhr von rund 14 Mill. DM von der Exportleistung des Kreises Tettng mit rund 16,3 Millionen DM, die vor allem durch Friedrichshafen bestimmt wird, nicht mehr allzuweit entfernt.

Die wirtschaftliche Entwicklung in Biberach ist ein Beispiel für schwäbische Aufbauarbeit. Eingebettet in fruchtbares Land, in der Geborgenheit der oberschwäbischen Landschaft, durchströmt von dem Hauch auch der

modernen Zeit, liegt das Kreisgebiet. Es hat seit langem keine ernsthaften Existenzsorgen. Die Katastrophenjahre nach den Kriegen wurden in einer Gemeinschaftsarbeit aller Bevölkerungskreise überwunden. Das gegenseitige Fürsorgeeinverständnis von Unternehmern und Mitarbeitern überwand Notzeiten. So behielt immer Zufriedenheit die Oberhand im wirtschaftlichen Leben, das in den letzten Jahren durch die überall zunehmende Konkurrenz der Überlegung für neue Maßnahmen bedurfte. Aufgeschlossenheit verbindet sich mit Emsigkeit. Es ist ein schönes Zeichen für die Verbindung von moderner Technik, von Industrie und Fortschritt mit kulturellen und historischen Werten, wenn maßgebende und die Entwicklung beeinflussende Unternehmungen als Firmengaben an die Kundschaft und andere Interessenten Dokumente herausgaben, die schwäbische Kunstwerke und die Entwicklung des Handels im oberschwäbischen Raum in besonderer Weise herausstellten.

Die Einzelbeispiele tragen in Stadt und Kreis Biberach Früchte. Sie beeinflussen die im Oberland tätigen Wirtschaftsgremien, zum Beispiel die Arbeit der Industrie- und Handelskammer. Der alte Kaufmannsgeist wird in besonderer Weise geweckt, wenn die vielfältige Arbeit des Handels in diesem Raum ein Denkmal in der auf Initiative eines Biberacher Unternehmers entstandenen Schrift „Buden und Läden“ gefunden hat. Ausgehend von den ersten einfachen, auf Jahrmärkten aufgestellten Buden und dem in einem alten Riedlinger Haus sich befindenden Laden, in dem auf einer sich zur Straße hin öffnenden Klappe verkauft wurde, ergaben sich neue und moderne Formen. Der Handelsapparat hat auch im Oberland eine andere Ausgestaltung gefunden, geblieben ist aber das Kaufgespräch und die enge Verbindung zwischen Produzenten, Verkäufern und Händlern.

Die neue Zeit hat Biberach mit einem bedeutenden Versorgungsbetrieb für elektrische Energien in Verbindung gebracht. Die Energie-Versorgung Schwaben hatte die Aufgabe, der Bevölkerung und der Wirtschaft die Erzeugnisse der Elektrizitätserzeugung nahezubringen. Dieses Unternehmen hat eine vielseitige Funktion im Volks- und Wirtschaftsleben zu erfüllen. Es steht in Verbindung mit den Gemeinden, es wird von ihnen getragen, es fördert die industrielle Entwicklung und macht die Bevölkerung mit den Möglichkeiten der Elektrizitätsverwendung bekannt. Wenn gerade dieser besonders geartete Wirtschaftszweig in Biberach eine Heimstätte und einen Verwaltungsmittelpunkt gefunden hat, dann ist dadurch wohl deutlich genug gemacht, welche hervorragende Stellung Biberach im oberschwäbischen Wirtschaftsraum besitzt.

Der oberschwäbische Wirtschaftsraum hat im Laufe der Zeiten seine Bedeutung durch die Wirtschaft von Ulm, Biberach, Ravensburg und Friedrichshafen erhalten. Diese Städte liegen an der Hauptstrecke der Eisenbahn. Von dieser Verkehrslinie breitet sich in Streuungen über das Land allmählich die Industrie mit den zum weiteren Ausbau erforderlichen Wirtschaftsbereichen aus. Je stärker die einzelnen genannten Wirtschaftszentren werden, desto mehr wirken Impulse aus den einzelnen Räumen weit über das Oberland. Biberach und sein Kreisgebiet ist auf dem Wege, das stärkste Glied in der Kette der hervorragenden Städte an der Verkehrslinie zwischen Ulm und dem Bodensee zu werden, das dem oberschwäbischen Wirtschaftsraum den notwendigen Rückhalt bietet und seine Geltung neben den anderen südwestdeutschen markanten Zentren vermehrt.

Zur Biberacher Shakespeare-Erstaufführung im Jahre 1761

Von Hansjörg Schelle

Die evangelisch bürgerliche Komödiantengesellschaft der Freien Reichsstadt Biberach hat im Jahre 1761 unter dem Direktorium Christoph Martin Wielands zum erstenmal in Deutschland ein Shakespearesches Stück, den „Sturm“, nach einer kunstgerechten deutschen Übersetzung zur Aufführung gebracht.

In der nun dreihundertjährigen Geschichte des Biberacher Laientheaters ist dieser Augenblick, in dem ein großer Dichter sich seiner – und sei es auch nur für einen Augenblick – annimmt und es berühmt macht, immer als der bedeutendste innerhalb dieser Bürgerspieltradition empfunden worden. Diese Tatsache verleiht die Berechtigung, bei einer abgekürzten Darstellung der Biberacher Komödiantengesellschaft diesen Augenblick einfach herauszugreifen und ihn für die ganze Erscheinung sprechen zu lassen.

Betrachtet man die Materialien der Komödiantengesellschaft im Zusammenhang mit den literarischen Zeugnissen Wielands und mit der allgemeinen literarischen Situation zu Beginn der sechziger Jahre des 18. Jahrhunderts, so erscheint die Aufführung des „Sturms“ als ein Ereignis, das durch ein Zusammentreffen von Glücksumständen zustande kam.

Zunächst die ganz äußerlichen Vorbedingungen: 1760 wird Wieland vom Biberacher Magistrat zum Senator und Kanzleiverwalter gewählt; er leistet der Berufung Folge und kehrt siebenundzwanzigjährig aus Bern in die Vaterstadt zurück. Und eben 1760 hat Herr von Hillern, der seitherige Direktor der Komödiantengesellschaft resigniert, und allein schon seiner Stellung wegen kommt Wieland als Nachfolger in Betracht: am 7. Januar 1761 wird ihm das Direktorium der Gesellschaft übertragen.

Für Wieland als Schüler Bodmers war ein unmittelbares Verhältnis zum Theater durchaus nicht selbstverständlich; das Drama war gar nicht notwendig auf eine theatrale Verwirklichung angewiesen, und es brauchte von vornherein nicht darauf angelegt zu sein. Als Lesedrama war ihm unabhängig von der Bühne ein Eigendasein gesichert.

1756 erfährt der Zürcher Hauslehrer auf einmal lebendiges Theater durch ein Ereignis, von dem das geistige Zürich ebenso wie der Dichter überrascht wird: durch die Aufführungen der berühmten Ackermanschen Truppe. Bereits ein Jahr vorher hatte sie ihr Bemühen um hohe Bühnenkunst und zugleich um ein neues deutsches Drama durch eine Leistung bewiesen, durch die Uraufführung von Lessings „Miss Sarah Sampson“ in Norddeutschland. Und nun wird in Zürich Wieland, der von Natur eigentlich ein *Erzähler* ist, von der Darstellung der Voltaireschen „Alzire“ durch Madame Ackermann zur Vollendung eines begonnenen Trauerspiels angeregt (das übrigens zum ersten deutschen Drama in Blankversen wird). Durch dieselbe Gesellschaft wird die „Lady Johanna Gray“ in Winterthur erfolgreich uraufgeführt.

Im Berner Jahr (1759) entsteht die „Clementina von Poretta“, und an diese beiden Dramen sollen sich in dem Biberacher Theaterkreis Erwartungen geknüpft haben. Es ist noch nie ausgesprochen worden, aber scheint einleuchtend zu sein, daß die „Lady Johanna Gray“, die sich als Märtyrerstück in die Tradition des Biberacher Repertoires glücklich gefügt hätte, gerade deshalb in Biberach nicht tragbar war, weil die Heldin ihr Martyrium nicht als Christin durch das Heidentum, sondern als Protestantin durch den Katholizismus erleidet. Das war im reformierten Zürichbiet, aber nicht im paritätischen Biberach möglich; und gar zu einem Zeitpunkt, wo dem Autor die Parität im Kampf um seine Stellung ohnehin zu schaffen machte.

Weit wichtiger als der Enthusiasmus fürs Theater überhaupt in den letzten Schweizerjahren oder schlechthin entscheidend für Wielands Biberacher Schauspielerdirektorium ist des Dichters Shakespeare-Enthusiasmus, der schon in Bodmers Haus beginnt und eben unmittelbar vor der Rückkehr nach Biberach einen Höhepunkt erreicht hat.

Die Aufführung des „Sturms“ muß man in Biberach tatsächlich als etwas Außerordentliches empfunden haben. Der finanzielle Erfolg war fast doppelt so groß als sonst. Wie weit war es Neugierde für den bereits berühmten Landsmann? Bedeutsamer für die Wertung dieses Ereignisses wird jedenfalls die Frage nach der Wirkung auf den Urheber selbst sein. Die Ausbeute ist enttäuschend. Im gesamten Wielandschen Briefwechsel findet sich keine Stelle über des Dichters Verhältnis zur Komödiantengesellschaft. Auch nicht in den Briefen an Zimmermann, in denen sich der Biberacher Wieland ausführlich und unbefangen äußert, und denen wir berühmte Äußerungen gerade auch über Shakespeare verdanken. Erst spät, im Jahre 1796, soll der Dichter einmal auf das „Bürger-

schauspiel in Biberach“ zurückgekommen sein in einem Gespräch, das der allerdings als nicht ganz getreu bekannte Böttiger in den „Literarischen Zuständen und Zeitgenossen“ mitteilt.

Hier hat auch die Überlieferung ihren Ursprung, die theatralische Einrichtung des „Sturms“ für die Biberacher Bühne habe ihm die „erste Idee zur Übersetzung des ganzen Shakespeare“ gegeben. Selbst ein so vorsichtiger Gelehrter wie Ernst Stadler, der sich natürlich in erster Linie für die Motive zur Shakespeare-Übersetzung interessiert, wertet die Übernahme des Komödiendirektoriums als letzten Anstoß, die Aufführung selbst als abwartenden Versuch und den Erfolg der Aufführung als Ermunterung für dieses Unternehmen.

Böttigers Nachricht ist jedoch für diese Untersuchung deshalb aufschlußreich, weil sie ein ästhetisches Urteil Wielands über das Verhältnis der bürgerlichen Komödianten zu Theater und Drama enthält: „Es waren nämlich sonst in den meisten schwäbischen Reichsstädten eigene Corporationen von Schauspielern, die aus Bürgern und Bürgermädchen bestanden und jährlich bei gewissen Gelegenheiten ungefähr in der Manier spielten, wie Shakespeare seinen Pyramus und Thisbe aufführen läßt. Die Sache stand unter Aufsicht des Magistrats und hatte alle mögliche Rechtmäßigkeit. Wieland wollte nichts Gewöhnliches aufführen lassen und so verfiel er darauf, den ‚Sturm‘ von Shakespeare zu bearbeiten.“

Es ist unerlässlich, hier zwei Dinge im Auge zu behalten. Einmal: Dieser Shakespeare-Uraufführung lag eine Bearbeitung, und zwar eine Bearbeitung für Biberach zugrunde, die in der lokalen Quelle „Der erstaunliche Schiffbruch“ genannt wird. Diese Tatsache zwingt zu einer Korrektur der an den Eingang gestellten und an und für sich schon sehr vorsichtigen Formulierung; denn sonst würde die moderne Vorstellung von einer originalgetreuen Wiedergabe des Kunstwerks zu Unrecht bestehen.

Doch daran wollte der Initiator selbst nicht einmal denken. Das liegt in seinem eigentümlichen Verhältnis zu Shakespeare begründet. Wieland konnte Shakespeare nicht als ästhetisches Ganzes erkennen und deshalb auch nicht respektieren. Er durfte ihn zurechtstutzen, ohne als Künstler Gewissensbisse zu bekommen. Denn Wielands Shakespeare-Enthusiasmus war auf bestimmte Seiten dieses Werkes gerichtet. Und welche es waren, die er bewunderte und wertschätzte, zeigt die eigentümliche Aufnahme des andern im eigenen Werk, im Biberacher „Don Sylvio“ und im Weimarer „Oberon“. In der Wahl gerade des „Sturms“ kommt ein persönliches Anliegen zum Ausdruck.

Zu der glücklichen Konstellation des Biberacher Theaterereignisses gehört schließlich der Umstand, daß Wieland mit der Wahl dieses Stücks auch den Geschmack seiner Landsleute getroffen hat. Ohne Zweifel war sich Wieland dessen voll bewußt. Er, zu dessen Stilprinzip der Hinblick auf ein Publikum notwendig gehört, muß auch gespürt haben, was den Theaterbedürfnissen seiner Vater-

stadt entsprochen hat. Und beweist es nicht wieder die Böttigerstelle, die Äußerung über die Spielmanier der „Corporationen von Schauspielern“ in den schwäbischen Reichsstädten? „Die Wahl des Stücks war auf den Geschmack der Spieler und Zuschauer berechnet, die von Haupt- und Staatsaktionen an Könige, Wunder, leidende Tugend, ausgleichendes Recht, antike Zwischenspiele, Gesang gewohnt waren; überdies bedurfte jenes Werk weniger Kulissen.“ (Seuffert)

Wie weit er seinem Publikum entgegengekommen ist, wird man nicht mehr feststellen können, da die Handschrift der Bearbeitung wohl als endgültig verloren gelten muß. Trotzdem er alles „möglichst drastisch im Stile des Zwischenspiels des Sommernachtstraums herausgearbei-

tet“ haben soll „um Lachen zu erregen“ (Seuffert), und trotz seines persönlichen problematischen Verhältnisses zu Shakespeare wird in Wieland (das ist man seinem Künstlertum zu glauben schuldig) auch bei der Biberacher Shakespeare-Inszenierung ein Kunstwille rege gewesen sein und sich mitzuteilen gesucht haben, und sei es auch, ohne daß es Spielern und Zuschauern bewußt geworden wäre. Das heißt, daß einmal die Wahl des „Sturms“ und dann die drastische Bearbeitung schlaue Kunstgriffe waren, weil der Dichter damit von vornherein Dilettanten das gab, was ihnen gebührte. Auf eine Verwandlung des Spielers in eine Rolle kam es hier nämlich gar nicht an: die Biberacher Bürgerkomödianten brauchten nichts als *sich selbst* zu spielen.

Das Wieland-Museum in Biberach

Von Hansjörg Schelle

Das Wieland-Museum wurde im Anfang dieses Jahrhunderts von einem Biberacher Bürger, einem Laien gegründet, der neben seinem Beruf als Kaufmann und in einem früh gewählten Ruhestand stadtgeschichtliche Interessen verfolgte. Sammler Biberacher Siegel, kam Reinhold Schelle bei seinem Bemühen um den Siegelabdruck Christoph Martin Wielands auf den Gedanken, für den Nachruhm seines großen Mitbürgers mehr ins Werk zu setzen.

Im Jahre 1905 ließ Schelle durch den Kunst- und Altertumsverein in Biberach, dessen Gründungsmitglied er war, das Grundstück erwerben, auf dem sich ein bedeutender Zeuge von Wielands Biberacher Zeit erhalten hatte: das Gartenhaus „an der Saudengasse vor dem Grabentor“, das ihm während seinen Kanzleiverwalterjahren in der Vaterstadt zur Verfügung stand (und das übrigens eben damals, 1766, den Besitzer wechselte, von Gottlieb Weikard an den Herrn Joh. Heinr. Kirchwegger, Prediger zu S. M. Magdalena und Amtsbruder von Wielands Vater übergang). Durch seinen Brief vom 24. August 1768 an Riedel, den Erfurter Professor und Freund, erhalten wir vom Dichter selbst eine anmutige Schilderung seines Aufenthalts im Gartenhaus, das ihm (dem Verehrer Ciceros) ein Tuskulanum ersetzen soll, wo er des Sommers seine meisten müßigen Stunden zubringe, wo er die angenehmste Landaussicht von der Welt habe, und wo – so nahe seinem Hause in der Stadt – er doch völlig auf dem Lande sei.

Die Idylle sind der Ausdehnung der Stadt über die reichsstädtischen Mauern hinaus längst zum Opfer gefallen; selbst in nächster Nähe des Gartenhauses hat sich alles verändert. Unmittelbar neben diesem wurde nach Wielands Abgang, aber noch in der Goethezeit, ein kleines Gebäude errichtet, das eine stilvolle Ein-

richtung als Museum leicht zuließ. Am 3. September 1907 konnten Wieland-Museum und Gartenhaus mit einem umgebenden und durch ein schmiedeeisernes Tor auf die Saudengasse mündenden Garten der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Es ist kein Zufall, sondern für die Wirkungsgeschichte Wielands höchst bezeichnend, daß die Gründung einer Stätte, die dem Andenken dieses Dichters gewidmet ist, aus lokalpatriotischen Antrieben erfolgen mußte, daß das Wieland-Museum eine Biberacher Gründung ist und keine nationale sein konnte wie das Gothehaus in Frankfurt oder das Schiller-Nationalmuseum in Marbach.

Eine kleine Gemeinde, deren Wielandverehrung allerdings auf hoher Kennerschaft beruhte, und zu der spendefreudige Nachkommen des Dichters gehörten, vermochte der Gründer damals aus Deutschland, Österreich und der Schweiz herbeizuziehen und sich ihre fördernde Anteilnahme an seinem Werk hinfort zu sichern. Für ein allgemeineres Bewußtsein jedoch war und ist der Name Wielands nicht mehr verbindlich, einer Persönlichkeit, die erst im zweiten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts in hohen Jahren als europäische Berühmtheit im Weimar der Goethezeit gestorben ist.

Sicher ist es nicht nur der Vorwurf des Französlings und die Gegnerschaft der Romantischen Schule, die einem Nachleben Wielands entgegenwirkten, sondern ein ganzes Bündel von Motiven, das hier nicht auseinandergelegt werden kann. Auffallend und durch die Besonnenheit des klassischen Goethe nicht allein erklärt ist es bereits, daß dieser 1813 in seinem Nekrolog auf Wieland in der Loge Anna Amalia zu Weimar den Bruder und Freund, der bislang neben ihm gelebt hatte, schon fast historisch würdigen konnte.

Man kann von Wieland nicht sprechen wie von Mörike

oder Uhländ, weil er nicht so gegenwärtig ist, und deshalb ist es schwierig, ein Wieland-Museum vorzustellen. Eine weitere Schwierigkeit erwächst aus der Frage, ob die Welt eines Dichters, die doch in dessen Werken beschlossen liegt, schaubar gemacht werden kann, ob äußere Dinge etwas über sein Eigentliches auszusagen vermögen. Goethe spricht in der Logenrede, die eigentlich alle Ansätze zu einer Würdigung Wielands enthält, bei ihm von einem „in jedem Betracht vollständigen Leben“ und sagt dadurch, daß das Leben des Bürgers Wieland von dem des Dichters im Grunde nicht zu trennen ist, daß beide sinnfällig sein können für ihn und die Zeit, die er repräsentiert. Man wird demnach versuchen dürfen, die vom Wieland-Museum in einem bald halben Jahrhundert gesammelten Bruchstücke von Wielands Welt zu einem sprechenden Ganzen zusammenzufügen: Vorab das Herkommen aus dem Biberacher Bürgertum: Das Wirtshauschild zum „Schwarzen Bären“, dessen Gastgeber der Ururgroßvater ist; eine Rechnung dieses Basti Willandt von 1633 an die Kirchenpflege; die Akten zu einem Überfall auf den stud. jur. Sebastian in Tübingen, den Sohn des Bürgermeisters Dr. Martin Wieland, des Urgroßvaters und bedeutendsten Vorfahren; dann das Bildnis des Vaters Thomas Adam Wieland, des pietistischen Pfarrers als Senior der protestantischen Geistlichen in der Vaterstadt, und das Testament der Mutter Regina Catharina geb. Kick vom 11. November 1788; ein Stich vom Pfarrhaus im Biberachischen Dorfe Oberholzheim, wo der Vater zuerst amtet, und wo ihm am 5. September 1733 Christoph Martin geboren wird.

In den Jahren 1747–1754 bewirbt sich der Vater beim ev. Magistrat für seinen Sohn um das Brigelsche Stift. Dem Bittgesuch eines Konkurrenten, das sich unter den Akten findet, ist ein Empfehlungsschreiben des Tübinger Universitätskanzlers Dr. Pfaff vom 10. Juni 1754 beigegeben, der das Camerersche Gesuch nicht gern unterstützt, „zumal da Hr Wieland bey mir in großem Credit stehet, weil ich ihne für einen der größten deutschen Poeten dieser Zeit und eine Zierde seiner Vaterstadt achte“.

Der Einundzwanzigjährige (!) ist damals eben im Begriff, Bodmers Haus zu verlassen und sich als Hauslehrer in Zürich einzurichten. Graphische Blätter stellen die Bekanntschaften der Schweizer Jahre vor: Johann Jakob Bodmer, den Zürcher Lehrer, Johann Georg Zimmermann, den Brugger Stadtarzt und Freund, Salomon Gessner, den Malerdichter, Verleger und Illustrator des Biberachers. Drei idyllische Landschaften Gessners, aus Wielands Besitz stammend, zeigt das Museum, davon zwei der wenigen in Öl gemalten. Schließlich Julie von Bondeli, die Bekanntschaft aus Bern und dem letzten Schweizerjahr.

Fünf Bände „Rapulare Reichs-Stadt Biberachischen Gemeinsamen Raths-Protocoll“ aus den sechziger Jahren, von Wielands Hand geschrieben, die über 50 Aktenstücke zur Streitsache über die Kanzleiverwalterwahl (1760–1764) sprechen für die amtliche Tätigkeit in der

Vaterstadt, und für die entscheidenden Biberacher Begegnungen das von Langenbeck 1762 gemalte Bildnis der Base und Freundin Sophie La Roche geb. Gutermann von Gutershofen und eine zeitgenössische Kopie des Tischbeinschen Portraits von Graf Stadion in Warthausen bei Biberach, ferner das Geschenk des Grafen zur Wielandschen Hochzeit am 21. Oktober 1765, ein Blatt nach Jaques Ruysdaals „Soir“ „du Cabinet de Mrs les Comtes de Stadion à Mayence“.

Ernennungsurkunden zeugen von dem ehrenvollen Weg nach Norddeutschland – das Decretum zur Professura Philosophia primaria zu Erfurt für C. M. Wieland mit dem Prädikat Regierungsrat, ausgestellt vom Mainzer Kurfürsten am 2. Januar 1769; das bedeutsame Dekret der Herzogin Amalia von Weimar vom 28. August 1772, die den Dichter „unter dem beigelegten Charaktere eines Hofrats“ in ihre Dienste nimmt, um ihn „bei der Instruktion der beiden Prinzen“ zu gebrauchen; endlich das Versicherungsdekret der Herzogin vom 4. September 1772 wegen der „nach erfolgter Beendigung des Erziehungsgeschäftes der beiden Prinzen“ Wieland überwiesenen Pension. Nun das ganz der Schriftstellerei gewidmete Dasein in Weimar, die Erfüllung des Wunsches nach einem Tuskulanum am Ende des Jahrhunderts durch die Erwerbung Osmanstädts, wo Heinrich von Kleist bei ihm weilte. In diesen intimen Bereich weisen das Bildchen der Sophie Brentano (Bettinas und Clemens' Tante), die auf Wielands Gut stirbt und im Wielandgrabe ruht; die Briefe der Kinder, der jüngsten Tochter Luise vor allem an ihre Schwester Charlotte, verheiratete Gessner in Zürich; die von Charlotte Wieland 1793 mit der Feder gezeichnete aquarellierte Landschaft aus dem Nachlaß des Dichters; das Pastellbildnis des Schwiegersohns und Professors der Philosophie in Jena, Carl Leonhard Reinhold; die eigenhändigen Haushaltsbücher des Dichters, die Schuldverschreibung des Biberacher ev. Magistrats über ein von Wieland gegebenes Darlehen von 3000 Gulden. Mit dem Haus in Weimar, wo er die letzten Jahre verbringt und am 20. Januar 1813 stirbt, schließt sich der Kreis.

Vergessen worden sind die zahlreichen Bildnisse von Wieland selbst, Stiche nach den Gemälden der Heinsius und Jagemann, May, Tischbein und Kügelgen, die Büste von Klauer und die Totenmaske, eine große Medaille in vergoldeter Bronze mit des Dichters Profil: „An Wieland zum 78. Geburtsfeste den 5. September 1810 von seinen Freunden in Weimar“. Ein leicht karikierender Stich zeigt die Begegnung mit Napoleon im Jahre 1808 und damit einen Höhepunkt der äußeren Ruhmesgeschichte, die überdies durch neun Ehrendiplome deutscher und hauptsächlich ausländischer Institutionen dokumentiert wird.

Aber das sinnfälligste Denkmal seines schriftstellerischen Ruhms, das Goethe in der Logenrede bewundert, hat sich Wieland selbst errichten dürfen in der „Ausgabe von der letzten Hand“ seiner „Sämtlichen Werke“, die 36 Bände und 6 Supplement-Bände (mit den Jugendwerken) umfaßt und von der hohen Produktivität seines

Geistes Zeugnis ablegt. Diese Gesamtausgabe ist in den Jahren 1794 bis 1802 bei Georg Joachim Göschen in Leipzig erschienen in nicht weniger als vier Formaten, in der wohlfeilen und der Kleinoktav-Ausgabe auf besserem Papier, in einer Großoktav- und einer Quart- oder Fürstenausgabe. Auf diese haben fast 200 Interessenten subskribiert, darunter 29 Fürstlichkeiten und „Die Herren Bürgermeister und Rath der freyen Reichsstadt Biberach in Schwaben, als der Vaterstadt des Verfassers dieser Werke“. Auch ein kongenialer Illustrator hat sich für die Fürstenausgabe gefunden in dem Hannoveraner Johann Heinrich Ramberg, von dem das Wieland-Museum außerdem 40 aquarellierte Federzeichnungen zum „Oberon“ besitzt. Etwa 1200 Bände der verschiedenen Drucke Wielandscher Schriften hat das Museum bis heute gesammelt, Einzelausgaben, Erstdrucke, Sammlungen und die Reihe der Übersetzungen, mit „Shakespears Theatralischen Werken“ beginnend (die in Zürich, „bey Orell Gessner, und Comp.“ herausgekommen ist, ausgeschmückt mit Gessners Radierungen), fortgesetzt mit der Übersetzung von Horaz, Lukian und Cicero. In ihnen kommt Wielands Gelehrsamkeit und Vermittlerrolle zum Ausdruck, wie in den Jahrgängen seiner Zeitschrift „Der Teutsche Merkur“, deren Erscheinen 1773 beginnt und für die er von Friedrich dem Großen am 17. September 1775 ein Privilegium erhalten hat.

Zuletzt der wertvollste Schatz des Biberacher Museums: etwa 250 Wieland-Handschriften und darunter eine Sammlung von 128 Briefen Wielands an Johann Georg Zimmermann aus der Schweizer und der Biberacher Zeit, die schon um ihrer Geschlossenheit willen kostbar ist, unentbehrlich aber für die äußere sowohl als auch die innere Biographie des vorweimarischen Wieland, für das Werden des Künstlers und des Menschen. Doch abgesehen von dem Dichter selbst, die Sammlung vermag ganz allgemein beispielhaft zu sein für die Art menschlicher Beziehungen im 18. Jahrhundert.

Es konnte in dieser Skizze nur von der Seite des Museums gesprochen werden, die geeignet ist, dem Laien einen Begriff von Wieland oder besser – von seiner Bedeutung zu geben. Etwa 500 Bände der Bibliothek bergen die wissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit dem Dichter, und bis jetzt etwa 300 Bände sind der Umwelt Wielands gewidmet, den Zeitgenossen, den literarischen Vorbildern und den Verehrern. Denn seit seiner Gründung dient das Institut der Literaturwissenschaft, heute unter der beratenden Mitwirkung von Prof. Dr. Friedrich Beißner (Tübingen) und Prof. Dr. Friedrich Sengle (Marburg).

Die Arbeit des Wieland-Museums wird in der Stille geleistet. Doch im September 1953 hat sich die Leitung bewegen gesehen, durch eine Veranstaltung für das Verständnis Christoph Martin Wielands zu wirken. Die vier Vorträge, die anlässlich dieser Biberacher Wieland-Tage gehalten worden sind, hat der Insel-Verlag gesammelt herausgebracht (DM 4.50).

Neue Forschungsergebnisse von Dr. h. c. Karl Bertsch in Ravensburg

1. Getreidearten der neolithischen Siedler bei Ehrenstein

Die Ausgrabung der jungsteinzeitlichen Siedlung im Blautal bei Ehrenstein mit ihren acht übereinander liegenden Hüttenböden, zusammen von Mannshöhe, hat überall großes Interesse gefunden. Karl Bertsch veröffentlicht in den Berichten der Deutschen Botanischen Gesellschaft 1954 seine Untersuchung über die gefundenen Getreidearten und kommt zu folgendem wohl begründetem Ergebnis: Die aus Südosteuropa zugewanderten Siedler haben an Getreidearten Gerste, Emmer und Einkorn (*Hordeum hexastichum*, *Triticum dicoccum* und *Triticum monococcum*) mitgebracht. Doch treten diese gegenüber den zwei angebauten Knötericharten (*Polygonum convolvulus* und *P. persicaria*), die literweise gefunden worden sind, und gegenüber den Samen des im feuchten Blautal damals massenhaft wachsenden und heute noch vorkommenden Mannagrases oder Süßgrases (*Glyceria plicata*) zurück. Dies beweisen auch die Blütenstaubkörner der Grasarten im Torf. Aus den Samen des Mannagrases wurde in Mittel- und Osteuropa (in der Ungarischen Tiefebene bis 1900) Grütze hergestellt; sie waren auch auf dem Markt zu kaufen. Die Siedler im Blautal kannten das Manna schon aus ihren früheren Wohnsitzen. „Ein so tiefstehender Ackerbau war bisher aus Südwestdeutschland auch für die jüngere Steinzeit nicht bekannt.“

2. Nachweis einer kleinfrüchtigen und einheimischen Wildform der Walnuß

Bisher bestand die Ansicht, daß die Walnuß oder Welschnuß aus dem Morgenland stamme und von Karl dem Großen in Deutschland eingeführt worden sei. Nun sind aber Walnüsse in den Moor- oder Pfahlbauten des Bodensees gefunden worden. Woher stammen diese? R. Bertsch berichtet von anderen Funden in Europa aus der Diluvialzeit. In Griechenland und südlich der Alpen gebe es Nußbaumbestände mit kleinen Nüssen, welche die Eiszeit überdauert haben. Nüsse fand man auch in den Alamannengräbern von Oberflacht. Alle diese Nüsse sind sehr klein und dickschalig. Bäume dieser Art kommen aber auch im Bodenseegebiet und an den trockenen Hängen des Randen und der Alb zusammen mit der Flaumeiche (*Quercus pubescens*) vor, freilich bei Urach nur „in elenden Krüppeln“. Die Nußkerne bringt man schwer aus der Schale, sie heißen daher in Schaffhausen „Grübelnüsse“ (Kummer). Die großfrüchtige Kulturform der Walnuß, die aus Persien stammt, wird 40 mm lang, die kleinfrüchtigen Wildformen Mitteleuropas nur 14 bis 30 mm. Die Nüsse der Pfahlbauten am Bodensee ebenso wie die diluvialen Nüsse Mitteleuropas oder die von Oberflacht sind im heimatlichen Wald gesammelt und nicht eingeführt worden. Sie stammen von der Unterart „Deutsche Nuß“ (*Juglans regia* ssp. *Germanica*).

Hans Schwenkel

Reklame an der Autobahn?

Mit Sorge haben die meisten Fahrer auf der Autobahn festgestellt, daß in Nordbaden und in Hessen seinerzeit die über die Autobahn führenden Brücken mit Reklameaufschriften versehen worden sind (die niemand liest). Die Schützer der Landschaft haben sich entrüstet gegen diesen Mißbrauch ausgesprochen und haben dabei den Beifall des ganzen Volkes gefunden, auch der Straßen- und Verkehrsbehörden, nur nicht der Plakatfabriken und der „Geschäftemacher in Reklame“. Das Land Baden-Württemberg hat die Autobahnreklame mißbilligt und die Verträge von Nordbaden gekündigt. Ein vor etwa zwei Jahren dem Bundestag vorgelegter Antrag auf Freigabe der Autobahn für Reklamezwecke wurde mit großer Mehrheit abgelehnt. Damit schien der Fall erledigt, und alle kulturbewußten Deutschen, vor allem auch solche, die italienische Autostraßen befahren haben, atmeten auf; denn es besteht ja kein Zweifel, daß das Gesicht einer Landschaft das Spiegelbild der Menschen ist, die das Land bewohnen, bewirtschaften und gestalten. Und dieser Überzeugung gaben auch die Abgeordneten Ausdruck, die gegen die Autobahnreklame stimmten. Sie sagten sich: soviel ist uns die deutsche Heimat wert, als die Reklame dem Staat einbringt, und wären es viele Millionen; denn die Landschaft gehört dem ganzen Volk als wertvollster Besitz. Sie kann nicht verschachert werden. Und das so erworbene Geld ist ein schmutziges Geld.

Doch weit gefehlt. Die Reklameinteressenten gaben keine Ruhe. Man hört, daß ein weiterer Vorstoß von Stegner und Genossen im Bundestag bevorsteht, und daß sie sogar daran denken, den Mittelstreifen der Autobahn mit in Anspruch zu nehmen. Die Verkehrssicherheit würde zweifellos dadurch nicht gewinnen, sofern bei den hohen Geschwindigkeiten die – wenn auch noch so aufdringliche und riesenhafte – Reklame mit Aufschriften und Bildern überhaupt beachtet wird. Es geht hier aber nicht bloß um Wirtschaft. Der wirtschaftliche Nutzen der Außenreklame ist sowieso im Vergleich mit den Kosten höchst zweifelhaft, handelt es sich doch fast nur um die Verlagerung der Verbrauchsgüter von einer Firma auf die andere (vgl. etwa die Reifenreklame), nicht um eine Steigerung des nationalen Verbrauchs, also nicht um eine Förderung der Volkswirtschaft (wenn man etwa von der Zigaretten- oder der Alkoholreklame oder der Zirkus- und der Kinoreklame absieht). Nein, es geht hier um eine ganz grundsätzliche Frage der Kultur, des Anstandes und der Würde des deutschen Volkes. Mögen andere Völker an ihrer Landschaft sündigen, das ist ihre Sache. Aber die Italiener mögen dabei bedenken, daß jeder Ausländer angesichts der entarteten Reklame sich überzeugt, daß dieses Volk doch hinter den kulturellen Leistungen seiner Vorfahren, deretwegen die Fremden Italien in erster Linie so lieben und besuchen, weit zurückgeblieben ist. Wenn es sogar seine einzigartig schöne Landschaft vor der Übermacht geschäftstüchtiger

Kapitalisten nicht mehr zu schützen weiß, dann ist es weit gekommen. Wir Deutschen können an geschichtlichen und Kunstdenkmälern nicht bieten, was Italien, um so weniger als wir durch den Bombenkrieg so unendlich viel verloren haben. Aber eines haben wir noch: unsere schöne deutsche Landschaft, an der wir mit allen Fasern unseres Herzens hängen, und die wir nicht bloß unsern Kindern als ein unschätzbare Gut, sondern auch den ausländischen Besuchern im Interesse des Fremdenverkehrs in einem nicht bloß wirtschaftlich zu verstehenden Sinn so sauber und so anständig als irgend möglich erhalten und zeigen wollen. Das mögen unsere Abgeordneten bedenken, wenn die Frage der Reklame an den Autobahnen (und damit an den Straßen überhaupt) im Bundestag zur Debatte steht. Ist es nicht genug, wenn in unseren Städten das Maß der Reklame längst übergeflossen ist und Firmenzeichen, als ob sie Sinnbilder einer ganzen Stadt wären, sich auf Türmen drehen?

Hans Schwenkel

Was wird mit dem Neuen Schloß?

Das Preisgericht im Landtagswettbewerb hat gesprochen. Es hat sich für einen Neubau entschieden, um das Schloß nicht mit den besonderen Bedürfnissen des Landtags, den Landtag nicht mit den Gegebenheiten des Schlosses zu belasten. Selbstverständlich aber – sagt das Preisgericht – müsse das Schloß instandgesetzt werden.

So haben die drei ersten Preise zur Voraussetzung, daß das Schloß instandgesetzt wird und daß die ganze Fläche der alten Akademie Grünfläche wird.

Werden diese Voraussetzungen erfüllt werden? Was wird denn mit dem Schloß? Es wurde vorgeschlagen, es mit Räumen der Ministerien zu füllen.

Werden Ministerialämter in der Lage sein, dem unvergleichlich vornehmen Ehrenhof wieder volles Leben zu geben? Wird er nicht wie vor dem Krieg in stille Abseitigkeit versinken? Der Ehrenhof wird dabei nie das werden, was er als Anfahrt zum Landtag werden könnte.

Und dann, welchen Reichtum der Raumfolgen bietet das Schloß dem Landtag! Kann ein Ministerium solche Möglichkeiten überhaupt auswerten? Kann der vorgesehene Neubau solche Möglichkeiten überhaupt bieten? Wird der Landtag an der lauten Hauptverkehrsstraße, der Neckarstraße glücklich werden?

Das Preisgericht hat die Lösungen mit Plenarsaalbauten am Schloß nicht grundsätzlich abgelehnt. Wo dabei Wünsche unerfüllt geblieben sind, könnten sie nicht leicht erfüllt werden?

Die Entscheidung, die der Landtag nun zu treffen hat, ist schwer. Es geht dabei um eine einmalige, unwiederbringliche Gelegenheit – für das Schloß – und für den Landtag.

R. L.

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, IV. Stock · Fernruf 24 13 98 · Geschäftszeit 8–16 Uhr

Postscheckkonto Stuttgart 30 27 · Girokonto Städt. Girokasse Stuttgart 164 30

Studien- und Lehrfahrten

Wir verweisen auf die Ankündigung der Fahrten in Heft 1, S. 39, und geben unten die Fahrten der zweiten Hälfte des Sommerhalbjahres, die von Stuttgart aus durchgeführt werden, bekannt.

Vorarlberg und Bregenzer Wald

Samstag, 2. Juli, und Sonntag, 3. Juli: Stuttgart-Rankweil (herrlich gelegene spätgotische Wallfahrtskirche, von Mich. Beer umgebaut)–Feldkirch (Stadtkirche mit berühmtem Altarbild von Wolf Huber aus dem 16. Jahrhundert, Laubenhäuser und Schattenburg)–Bludesch (Pfarrkirche von Mich. Beer und romanische Kirche des 12. und 13. Jahrh.)–Ludesch (spätgotische Bergkirche mit unberührter Altarausstattung)–großes Walsertal–Feldkirch–Dornbirn–Alberschwende–Müselbach–Andelsbuch–Bezau (Heimatmuseum)–Au (Heimat der Vorarlberger Bauschule)–Schwarzenberg (Heimat der Angelika Kauffmann, Kirche mit Gemälden dieser Künstlerin, Heimatmuseum)–Stuttgart. Führung: Landeskonservator W. Genzmer (Kunstgeschichte) und Prof. Dr. H. Schwenkel (Natur und Landschaft). Teilnehmergebühr: 22.50 DM (Nichtmitglieder 24.– DM). Abfahrt 6 Uhr.

Feuchtwangen-Schillingsfürst-Rothenburg o. d. T.

Sonntag, 4. September: Stuttgart–Feuchtwangen (fränkisches Heimatmuseum)–Schillingsfürst (Schloß der Fürsten zu Hohenlohe-Schillingsfürst von 1723 ff.)–Rothenburg o. d. T. (bedeutende Bau- und Kunstdenkmale der weltberühmten Stadt). Führung: Prof. Dr. R. Schmidt. Teilnehmergebühr 11.20 DM (Nichtmitglieder 12.50 DM).

Donauwörth–Eichstätt–Altmühltal

Samstag, 17., und Sonntag, 18. September: Stuttgart–Donauwörth (ehem. freie Reichsstadt mit großer gotischer

Stadtpfarrkirche und altertümlichem Stadtbild)–Neuburg a. D. (malerisch an der Donau gelegene, an Kunstdenkmalen reiche Residenzstadt der Pfalz Neuburg mit Schloß der Renaissance und des Barocks)–Eichstätt (Bischofsstadt, Dom, Willibaldsburg). Führung: Direktor Dr. W. Fleischhauer. Teilnehmergebühr: 15.50 DM (Nichtmitglieder 17.– DM). Abfahrt: 13.30 Uhr.

Diese Fahrt führt über Donauwörth die Donau aufwärts nach der alten Residenz der Pfalz Neuburg und von hier zu der im stillen Altmühltal gelegenen uralten Bischofsstadt Eichstätt mit dem bis in das 11. Jahrh. zurückgehenden Dom und dem eindrucksvollen Renaissancebau der Willibaldsburg. Während der Fahrt werden die Schönheiten des Rieses, der Eichstätter Alb, des Donau- und des Altmühltales von den Teilnehmern erlebt werden können.

Burgen und Schlösser der Grafschaft Limpurg

Sonntag, 2. Oktober: Stuttgart–Untergröningen (Renaissanceschloß mit Barockkapelle und den Figuren des spätgotischen Heerberger Altars)–Schmiedelfeld (Burg-ruine aus staufischer Zeit)–Gaildorf (Schloß und Stadtkirche nebst Grabdenkmälern der Schenken von Limpurg)–Obersontheim (Residenz der Schenken von Limpurg)–Comburg (Schenkenkapelle mit Grabdenkmälern)–Limpurg (Burg-ruine)–Unterlimpurg (Kirche des 13. Jahrh.)–Stuttgart. Führung: Dr. Adolf Schahl. Teilnehmergebühr: 8.– DM (Nichtmitglieder 9.– DM). Abfahrt: 7 Uhr.

Zweck dieser Fahrt, die in die schöne Waldlandschaft des oberen Kochertales und des Bühlertales führt, ist, die Teilnehmer mit den wenig bekannten, größtenteils entlegenen Schlössern und Burgen der Schenken von Limpurg bekannt zu machen und diese als Denkmale der einst mächtigen Herrschaft verstehen zu lernen.

Herbsttagung für Stadt- und Kreisbaumeister

Unter Leitung von Prof. R. Lempp führt der Schwäbische Heimatbund vom 1.–3. Oktober eine Herbsttagung für Stadt- und Kreisbaumeister durch, auf der in Referaten und Diskussionen die zahlreichen Fragen der Baugestaltung, die sich insbesondere auf dem Lande ergeben, behandelt werden sollen. Den Teilnehmern wird dabei nahegelegt, Unterlagen zu aktuellen Fragen aus dem eigenen Tätigkeitsbereich mitzubringen. Die Besichtigungsfahrten sollen nach Möglichkeit in den Wagen der Tagungsteilnehmer erfolgen, wobei die Fahrtkosten umgelegt würden. Anmeldungen bis 1. September; Voranmeldungen erwünscht. Ort der Tagung: Staatsbauschule Stuttgart. Unterkünfte werden durch die Geschäftsstelle vermittelt.

Samstag, 1. Oktober:

- 9.00 Begrüßung in der Aula der Staatsbauschule.
- 9.30 Vortrag von Oberregierungs- und -baurat Hans Gerber (Innenministerium Stuttgart) „Das Sorgenkind Ortsbauplan“ (mit Lichtbildern).
- 10.45 Aussprache.
- 13.30 Abfahrt zu Besichtigungen (Eßlingen, Plochingen, Wendlingen).

Sonntag, 2. Oktober:

- 9.00 Vortrag von Oberbaurat Stoll, Regierungspräsidium Stuttgart (Ortsbauplan-Beratungsstelle) „Bauen in der freien Landschaft“.
- 10.45 Aussprache.
- 13.30 Rundfahrt zu Besichtigungen im Bereich von Groß-Stuttgart (Killesberg, Rotweg, Weil im Dorf).

Montag, 3. Oktober:

- 9.00 Vortrag „Was haben uns heute die alten Dorf-bilder noch zu sagen?“
- 10.15 Aussprache.
- 13.00 Abfahrt zu Besichtigungen (Neckarsulm, Amorbacher Feld mit Führung von Regierungsbaumeister Erdle, Weinsberg und Löwenstein).

Fahrt der Ortsgruppe Leonberg nach Straßburg

Am Sonntag, 11. September, unternimmt die Ortsgruppe Leonberg unter der Führung von Dr. A. Schahl eine Omnibusfahrt nach Straßburg, an der auch Mitglieder

aus Stuttgart teilnehmen können; bei genügender Beteiligung Abholung in Stuttgart 5.45 Uhr, Karlsplatz. Fahrpreis ab Stuttgart 14.50 DM (für Nichtmitglieder 15.50). Näheres durch den Vertrauensmann der Ortsgruppe Leonberg: Friedrich Schmückle, Leonberg, Schützenrain 48, Telefon 720.

Bodensee-Tage

Wir machen nochmals auf die Ankündigungen dieser Veranstaltungen in Heft 1, S. 38–39, und Heft 2, S. 78 bis 79, aufmerksam. Ergänzend geben wir bekannt, daß an den musikalischen Veranstaltungen des 30. Juli und 2. August das „Collegium musicum Friedrichshafen“ und das Kammerorchester der Städt. Jugendmusikschule Friedrichshafen, beide unter Leitung des Städt. Musikdirektors A. Elflein, mitwirken werden. Die „Geistliche Musik“ des 31. Juli wird vermutlich in die Schloßkirche verlegt und vorwiegend von solistischen Kräften bestritten werden. Ferner bitten wir alle Teilnehmer, sich Reisepässe ausstellen zu lassen, da diese für die Fahrten in die Schweiz und nach Österreich unbedingt nötig sind (Kennkarten genügen nicht).

Säuberung der Landschaft

Mit einer Säuberungsaktion haben sich die Schüler der Volksschule von Grab im Schwäbischen Wald in den Dienst des Fremdenverkehrs gestellt. Sie säuberten die ganze Ortschaft von Gerümpel und forderten auf selbstgemalten Plakaten die Bevölkerung auf, dafür zu sorgen, daß das Walddörflein immer für die Gäste sauber sei. Die Nachbarschulen wurden von den Kindern aufgefordert, diesem Beispiel nachzueifern. „Helft mit, unsere Heimat rein zu halten. Doch nicht nur unser Dorf allein ist das Heimatland, auch deine Ortschaft gehört dazu“, heißt es in dem Appell an die Schüler der Nachbarorte. So berichtet die Ludwigsburger Kreiszeitung vom 6. Mai 1955. Dieses Vorgehen verdient Nachahmung. –

Sehr beachtenswert und überraschend ist ein amerikanischer Artikel in „Das Beste aus Readers' Digest“: „Die Landschaft ist kein Papierkorb.“ Es heißt darin: „unsere Straßen und Waldwege, unsere Parke, Gärten und Seeufer sind mit Flaschen, Büchsen, Papier, Zigarettenspackungen und anderem Unrat übersät, daß es für jeden kultivierten Menschen ein Graus ist.“ Es wird dann berichtet, wie jetzt gegen diese Zustände vorgegangen wird. Die Verpackungsindustrie selber hilft mit, ihre Produkte wieder zum Verschwinden zu bringen. Die Verwaltung der Nationalparke und die Olfirmen geben den Kraftwagen „Abfallbehälter“ unentgeltlich mit, die dann an geeigneten Plätzen entleert werden. Und was tun wir als „altes Kulturvolk“?

H. S.